Bibelwissens... und Religionsunt...

Emil Kautzsch

Bibelwissenschaft

und

Religionsunterricht.

Sechs Thesen

von

D. Emil Kautzsch,
Professor der Theologie.

Zweite, mit einem Votum über neueste Erscheinungen (Stosch, Urquhart, Lepsius und den Babel-Bibel-Streit) vermehrte Auflage.

Halle a. S.
Verlag von Eugen Strien.
1903.

Einleitung zur zweiten Auflage.

Die vor drei Jahren von mir veröffentlichten sechs Thesen über „Bibelwissenschaft und Religionsunterricht“ haben, wie zu erwarten war, neben vielfacher warmer Zustimmung auch allerlei Widerspruch hervorgerufen. Die in der ersten These von mir geschilderten Kategorien von Gegnern — die Hartnäckigen, die Schillernden und die Opportunisten — haben sich treulich eingestellt und mit vereinten Kräften den Beweis geliefert, daß an dem sic volo sic jubeo tief eingewurzelter Vorurteile jeder Versuch einer Besserung zunächst wirkungslos abprallt.

Niemand wird von mir verlangen, daß ich mich mit den genannten Kategorien von Gegnern aufs neue eingehend auseinandersetze. Allerdings war der Eindruck bisweilen ein recht betrübender, so daß man das Schlußergebnis unwillkürlich in die Formel hätte zusammenfassen mögen: Rede, was du willst — es bleibt beim alten! Aber was ich für mich selbst in Anspruch nehme, gestehe ich bereitwilligst auch anderen zu: daß sie nach bestem Wissen und Gewissen ihr Urteil abgegeben haben. Ob freilich damit immer auch die Dreistigkeit entschuldigt ist, die sich trotz handgreiflicher Unbekanntschaft mit den Problemen zu absprechenden Urteilen berechtigt glaubt, steht auf einem anderen Blatte. Ich verzichte jedoch gern darauf, auf Einzelheiten einzugehen, und erbitte mir statt dessen die Aufmerksamkeit des Lesers für einige allgemeine Bemerkungen, zu denen mir meine Kritiker Anlaß gegeben haben.

1*

Erstlich muß ich den Finger legen auf die seltsame Begriffsverwirrung, die einem unaufhörlich in betreff der Inspiration der heiligen Schriftsteller entgegentritt. In der Theorie spricht und schreibt es immer einer dem andern nach: die Verbalinspiration der alten orthodoxen Dogmatiker ist als unhaltbar aufzugeben. Nun sollte man meinen: die selbstverständliche logische Konsequenz dieser Theorie wäre, daß der Einwirkung des menschlichen Faktors bereitwillig Rechnung getragen wird, daß man die Möglichkeit von Mißverständnissen und Irrtümern in der Überlieferung anerkennt und einer besonnenen Schriftforschung die Aufgabe zuweist, sorgfältig zu untersuchen, ob die vorhandenen Widersprüche wirkliche oder nur scheinbare seien. Aber gegen diese selbstverständliche Konsequenz sträubt man sich in der Praxis aufs äußerste — aus dem einfachen Grunde, weil die in der Theorie abgelehnte Verbalinspiration die Anschauung von der Schrift nach wie vor vollständig beherrscht. Ohnedies wäre schlechterdings nicht abzusehen, warum man sich in Fragen, die sonnenklar liegen, immer wieder halsbrechender und geradezu widerwärtiger apologetischer Künste befleißigt. Das wäre höchstens verständlich, wenn mit dem Aufgeben der Verbalinspiration überhaupt jeder Glaube an Inspiration und damit an Offenbarung verneint wäre. Aber es fällt weder mir noch den allermeisten berufsmäßigen Erforschern des Alten Testaments ein, diese Folgerung zu ziehen. Was wir im Einklang mit dem offenkundigen Tatbestand behaupten, ist ein langer Kampf zwischen Menschengedanken und Gottesgedanken, zwischen der natürlichen oder Volksreligion, der noch allerlei Schlacken von überwundenen Religionsformen her anhaften, und dem Jahwismus der Propheten, der die lebenskräftigen Keime zur Weltreligion in sich trägt und Schritt für Schritt die Überbleibsel der Natur- und Volksreligion überwindet. Daß die Stimmführer dieses Jahwismus geredet und geschrieben haben, nicht was ihnen eignes Nachdenken und Gutbefinden, sondern was ihnen der Geist Gottes in geheimnisvoller Einwirkung offenbarte, das ist auch unser freudiges

Bekenntnis und ich meine, darüber in den sechs Thesen und anderwärts keinen Zweifel gelassen zu haben. Was wir aber nicht vermögen, ist, alle noch so heterogenen Aussagen für völlig gleichwertige Produkte einer und derselben Inspiration zu erklären. Der Gott, zu dem der Psalmist in Psalm 139 betet, ist eben ein anderer als der, der sich im Garten Eden in der Kühle des Abends ergeht oder der in den Terebinthen Mamres als Gast Abrahams erscheint und sich sodann an Ort und Stelle überzeugen will, ob das Gerücht über die Lasterhaftigkeit von Sodom und Gomorrha nicht gelogen hat. Wir sind weit entfernt, an diesen Zeugnissen eines naiven Gottesbegriffs Anstoß zu nehmen, und ebenso weit entfernt, den sittlichen und religiösen Wert der betreffenden Erzählungen herabzusetzen, denn wir vermögen sie aus der Zeit und der Religionsstufe, der sie angehören, vollständig zu begreifen. Andererseits aber besteht für uns kein Zweifel, daß zwischen diesem Gottesbegriff und der vollkommenen Gotteserkenntnis des 139. Psalms eine tiefe Kluft befestigt ist, die durch keine exegetischen Künsteleien überbrückt werden kann. Wer dies nun anerkennt und damit starke Unterschiede in dem Grad der Inspiration einräumt, wie kann der eine Forscherarbeit verwerfen und schmähen, die auf die Näherbestimmung eben des Offenbarungscharakters einer Aussage gerichtet ist? Der Weg dazu führt aber in zahllosen Fällen durch die Literarkritik. Wenn ich in den Worten eines bestimmten Propheten das unmittelbare Wesen des Gottesgeistes auf das deutlichste verspürt habe, so hat es das höchste Interesse für mich, das ihm zugeschriebene Buch auf seine Bestandteile hin zu untersuchen, — nicht aus Aberwitz und Zweifelsucht, sondern um in den Fällen, wo mir zweifellos Heterogenes entgegentritt, eine Erklärung zu suchen, ob ich es mit einem ursprünglichen Bestandteil oder einer Zutat von anderer Hand zu tun habe. Kann das letztere mit unwiderleglichen sprachlichen oder sonstigen Gründen bewiesen werden, so ist eben damit ein Beitrag zur tieferen Schrifterkenntnis geliefert, der der evangelischen Schriftforschung jedenfalls

würdiger ist als jene verbrauchte Harmonistik, die das sichtlich Heterogene dennoch zusammenzwingen will. Für die Theologie, die auf dem Boden der Verbalinspiration stand, war solches Zusammenzwingen heterogener Schriftaussagen eine heilige Pflicht. Wenn es aber noch heute bei prinzipieller Lossagung von der Verbalinspiration eifrig betrieben wird, ist es der Ausfluß einer bedauerlichen, weil immer nur neuen Zank anrichtenden Inkonsequenz und Unklarheit. Eine solche erblicke ich vor allem in der unermüdlichen Anpreisung von Werken, die darauf berechnet oder doch sehr geeignet sind, dem Prozeß der allmählichen Befreiung von einer schriftwidrigen Schriftbetrachtung nach Kräften entgegenzuarbeiten. Über eines dieser Werke, das des Rev. John Urquhart, gedenke ich unten in einem besonderen Abschnitt zu reden. Hier nur ein Beleg für den Widerspruch, in welchem Theorie und Praxis hinsichtlich der Verbalinspiration zueinander stehen können.

Ich traute meinen Augen nicht recht, als ich in der von Hofprediger D. Stöcker redigierten „Literarischen Beilage der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung", Januar 1901, Seite 7, die nachfolgende Besprechung der sechs Thesen las:

„Der Verfasser hat sich mit der Aufstellung und Erörterung seiner 6 Thesen ein unleugbares Verdienst erworben. In einem Satz zusammengefaßt, geht seine Forderung dahin, daß man in den Schulen nicht mehr unter dem Einfluß der Verbalinspiration lehre, sondern die Schüler mit dem geschichtlichen Charakter der heiligen Urkunde bekannt mache. Es ist uns immer als ein Verhängnis erschienen, daß bei der Erneuerung der Theologie im vorigen Jahrhundert die unhaltbare Theorie der wörtlichen Eingebung der Bibel wieder aufgenommen ist. Dadurch ist die ungelehrte Christenheit in einen schweren Irrtum versetzt, und die Kirche hat es versäumt oder nicht den Mut gehabt, daran zu rütteln. Nun steht es so, daß die kirchliche Unterweisung vielfach Unwahres behauptet oder festhält, während die Welt den Christen die Wahrheit sagt und ihnen dabei reinen aber noch vielmehr unreinen Wein einschenkt. D. Kautzsch hat Recht, wenn er verlangt, daß die gesicherten — nur diese — Ergebnisse der biblischen Wissenschaft in den Schulen mitgeteilt werden. Über das Wann und Wieviel kann man streiten; über die Sache selbst kann

eigentlich kein Zweifel obwalten. Bis auf wenige altorthodoxe Forscher hat die Theologie wie die Kirche die Verbalinspiration aufgegeben; also muß es die Schule auch tun."

Als ich das gelesen, sagte ich mir: Nun ist das goldene Zeitalter angebrochen. Solche unumwundene, warme Zustimmung von dieser Seite! Was gibt es nun noch zu wünschen? Geendet ist aller Streit, alle Verketzerung, alle Vergewaltigung des Wahrheitssinnes; wir haben fortan weder hartnäckige, noch schillernde, noch opportunistische Gegner zu fürchten! In solcher Siegesfreude fällt mein Blick auf die erste Seite derselben Nummer. Da steht eine Besprechung von G. Stosch, Alttestamentliche Studien V. T. Die Urkunden der Samuelgeschichte. Gütersloh 1901. Da heißt es wörtlich:

„Der Verfasser erwirbt sich ein großes Verdienst um die Bibelleser, daß er in seiner tiefgründigen Art und mit edler Popularität allmählich alle alttestamentlichen Schriftsteller behandelt. Er geht dabei auf den Betrieb moderner Wissenschaft so weit ein, daß er das Vertrauen zu der Zuverlässigkeit der heiligen Schrift stärkt und das Unberechtigte übertriebener Hypothesen nachweist. Pfarrer Stosch hat eine intuitive Kraft, die Dinge der Vorzeit zu schauen und eine sehr glückliche Darstellungsgabe, wodurch er uns die Vergangenheit nahe bringt und verständlich macht."

Als ich das gelesen, da war es gründlich um meine Siegesfreude geschehen. Diejenigen meiner Leser, die mit Stosch's „Alttestamentlichen Studien" bereits Bekanntschaft gemacht haben, werden mein Erschrecken ohne weiteres begreifen. Für die anderen sei folgendes bemerkt. Pfarrer Stosch begann seine Studien 1896 mit der „Entstehung der Genesis". Sie ward von Mose aus ca. 12 Urkunden, und zwar aus eigenhändigen biographischen Aufzeichnungen Adams, Methuselas, Noahs, Sems, Pelegs, Abrahams, Melchisedeks (Kap. 14!), Isaaks, Jakobs und Josephs, zusammengearbeitet. Im Sarg des letzteren fand Mose die von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Urkunden und schuf aus ihnen die Genesis. Dabei kam ihm sehr zustatten, daß sie alle in der ältesten Sprache

der Welt, der hebräischen, schrieben, mag immerhin das Hebräisch des sündigen Lemech bereits von den reinen Formen des echten Hebräisch abweichen; denn die Sünde verursachte die Entstehung der Dialekte. Aus dem 2. Teil „Mose und die Dokumente des Auszugs“ (1897) erfahren wir, daß Mose im Hause seines Schwiegervaters Reguel den ersten Entwurf zum Buche Hiob niederschrieb. Ganz selbstverständlich war er auch der Verfasser des ganzen Exodus (außer 38, 21—31, einer von seinem Neffen Ithamar verfaßten, aber von Mose aufgenommenen Kirchrechnung), sowie nach dem 3. Teil der Studien („Vom Sinai zum Nebo“, 1898) Verfasser der drei anderen Bücher des Pentateuch. Nur 4. Mose 9 und 10, sowie 5. Mose 31, 24 bis zum Schluß sind von Josua verfaßt. Ebenso ist nach „Alttestamentliche Studien IV“ („Israels Heldenzeit“, 1899) das Buch Josua von Josua verfaßt, das Buch der Richter aber von Samuel aus älteren Urkunden der Richterzeit zusammengestellt und mit der im Familienarchiv Isais vorgefundenen Familiengeschichte der Ruth vermehrt. Nach diesen Proben kann sich der Leser leicht selbst sagen, was er von dem oben angeführten 5. Teil, den Urkunden der Samuelsgeschichte, zu erwarten hat. 1. Sam. 1—3 stammt aus der Familienchronik, die Elkana, der Vater Samuels, aus seinem Tagebuch zusammengestellt hat; nur V. 1 und 2 des ersten Kapitels wurden von Samuel vorangestellt, als er in Kap. 4—16 den Aufzeichnungen seines Vaters die eigene Lebensgeschichte beifügte. Die Unverfrorenheit einer solchen Behauptung angesichts von Widersprüchen wie z. B. dem von 7, 13 mit 9, 16 hat etwas Verblüffendes an sich. Aber wir können dem Verfasser darum nicht gram sein. Seine Naivetät ist so echt und so köstlich, seine Reproduktion der verborgensten Gedanken und Empfindungen der biblischen Persönlichkeiten so fesselnd und so erbaulich, daß wir es begreiflich finden: Leser, die eben nur Erbauung wollen, werden leicht darüber hinwegsehen, daß das allermeiste auf eigener Phantasie und Erfindung des Verfassers beruht, obenan die Herleitung der Urkunden vom Griffel Adams, Methuselas, Noahs usw. Leute mit etwas

feinerem Gefühl für die Würde der heiligen Schrift könnten ja einwenden, daß eine solche maßlose Eintragung eigener, z. T. recht bedenklicher Phantasien gegen eben diese Würde verstoße. Aber sie klingen ja fromm, also sind sie berechtigt, und jeder Einwand gegen sie null und nichtig. Und das nun vollends, wenn etwa der Einwand von einem Anhänger der Bibelkritik käme! Denn wie über diese zu urteilen sei, das ist für den Verfasser genau so selbstverständlich, wie die Verwertung einer Selbstbiographie Adams in der Genesis. Das Motiv ihrer Behauptungen ist nicht etwa Irrtum — das ließe sich ja noch ertragen — sondern bewußte Bosheit und Lüge. Von ihr erfüllt stürzt sich das Ungeheuer Kritik mit besonderem Ingrimm auf die tiefsten und heiligsten Urkunden. Aber auch das böse Gewissen spielt dabei eine gewichtige Rolle. Die Kritiker sprechen Mose den Pentateuch ab, um dem einen großen Manne nicht ins Angesicht sehen zu müssen. Lieber machen sie sich des Verbrechens der öffentlichen Täuschung schuldig.[1])

Wenn ich mir die lange Reihe befreundeter Fachgenossen vergegenwärtige, die alle von vorstehenden Urteilen mit betroffen werden — ich nenne von den Heimgegangenen nur die ehrwürdigen Namen Reuß, Delitzsch, Dillmann — wenn ich daran denke, in welchem Grade ihnen im Leben wie in der Wissenschaft die Wahrheit über alles heilig war und ist, dann könnte mich allerdings ein gerechter Zorn übermannen über den blindwütigen Eifer, der ihnen nicht nur jeden wissenschaftlichen Erfolg, sondern auch die persönliche Ehre abspricht. Und dazu erdreistet sich einer, der fast auf jeder Seite zeigt, daß er von den Problemen, an deren Lösung jene eine saure Lebensarbeit gesetzt haben, nicht die leiseste Ahnung hat. Aber ich zürne ihm auch jetzt noch nicht. Er ist auch nur ein Opfer des Wahns in unserer religiösen Erziehungspraxis, daß sich in Fragen der Bibelwissenschaft die Wahrheit durchaus den vermeintlichen Interessen der Frömmigkeit zu fügen habe. Er hat,

1) Vgl. zu obigem besonders Teil II, 6 und III, 148.

wenn auch mit einer das gewöhnliche Maß überschreitenden Naivetät, doch nur die letzten Konsequenzen von dem gezogen, was er gelehrt worden ist. Hat der Buchstabe unbedingt als heilig zu gelten, dann ist auch nichts unerlaubt, was zu seiner Verherrlichung ersonnen wird.

Der eine oder andere meiner Leser wird vielleicht finden, daß ich mich unnötig lange bei Stoschs „Studien" aufgehalten habe. Aber es kam mir sehr darauf an, an diesem Beispiel zu zeigen, in welchen unglaublichen Zuständen wir noch immer stehen. Zu diesem Behuf verweise ich nochmals auf das oben zitierte Urteil über den 5. Teil dieser Studien in der Literarischen Beilage der Deutschen Evang. Kirchenzeitung. Also dasselbe Blatt, welches zu dem Inhalt der vorliegenden „Sechs Thesen" seine unumwundene Zustimmung ausspricht (s. o. S. 6), rühmt den „Alttestamentlichen Studien" Stoschs eine „tiefgründige Art" nach, eine „intuitive Kraft, die Dinge der Vorzeit zu schauen". Sogar auf den Betrieb moderner Wissenschaft soll Stosch „so weit eingehen, daß er das Vertrauen zu der Zuverlässigkeit der heiligen Schrift stärkt und das Unberechtigte übertriebener Hypothesen nachweist". Der Rezensent muß von „übertriebenen Hypothesen" genau so naive Vorstellungen haben wie der Verfasser jener Studien. Aber wir rechten darob nicht mit ihm. Wir stellen bloß fest: In Sachen der Bibelwissenschaft bleibt fröhlich alles beim alten!

Zu demselben Ergebnis gelange ich angesichts einer Besprechung der sechs Thesen in der homiletischen Monatsschrift „Dienet einander", Jahrg. 1900/01, Nr. 6. Gleich der Eingang ist im höchsten Grade bezeichnend: „Es liegt nahe, den vorliegenden . . . Vortrag in Parallele mit dem Vorstoße von D. Harnack im Jahre 1892 gegen das apostolische Glaubensbekenntnis zu stellen." Nun, ein solcher Gedanke ist sicher weder mir noch irgend einem Hörer des anspruchslosen, nur widerwillig zum Druck beförderten Vortrags gekommen. Aber der Rezensent hat mit obigem

Satz das für ihn Wichtigste getan: er hat mich durch die Zusammenstellung mit Harnack genügend denunziert. Nun kann er sich ersparen, auf den Inhalt der Thesen auch nur mit einem Sterbenswort einzugehen. Dafür gestattet er sich noch einen Schlußsatz, der an Leichtfertigkeit obigen Eingangssatz noch übertrifft. „Was am schwersten in dem Kautzschschen Vortrage zu tragen ist, ist das, daß er das aufrichtige Bestreben der offenbarungsgläubigen Kritiker, sich mit der modernen Theologie auseinanderzusetzen, als schillernden Opportunismus rücksichtslos abweist, da er doch gerade den aufrichtigen Versuch, die Resultate der alttestamentlichen Arbeit zu prüfen, wie ihn z. B. der verewigte D. Delitzsch gemacht hat, mit Freuden hätte begrüßen sollen." Natürlich muß jedermann urteilen, daß die sechs Thesen in erster Linie einen Vorstoß gegen den „Offenbarungsglauben" bezwecken. Und das legt er mir unter, der ich nun 34 Jahre lang in Wort und Schrift nie einen Zweifel darüber gelassen habe, daß ich die Religion des Alten Testamentes, obenan die Verkündigung der Propheten, ganz ausdrücklich auf göttliche Offenbarung zurückführe, von obiger Denunziation also gar nicht getroffen werde. Ferner habe ich niemandem schillernden Opportunismus vorgeworfen, sondern vielmehr ganz ausdrücklich (S. 37) zwischen den Schillernden und den Opportunisten als ganz verschiedenen Kategorien unterschieden. Dabei werde ich allerdings auch künftig verharren, daß ich die vielfach beliebte Manier des Abhandelns von zweifellosen kritischen Ergebnissen, des Verdächtigens ihrer Endgültigkeit, des hämischen Hinweises auf die Differenzen zwischen den Kritikern als das bezeichne, was sie sind, nämlich als faule Apologetik, die verwerflich ist, weil sie die Wahrheit aufzuhalten trachtet und zur fortgesetzten Beschwerung der Gewissen mithilft.[1]) Höchst unglücklich ist aber in diesem Zusammenhang der

1) Natürlich bin hierbei weit entfernt, irgendwem meiner Gegner und Kritiker die bona fides abzusprechen. Aber wundern darf man sich doch, mit welcher Hartnäckigkeit man gegen die klarsten und handgreiflichsten Tatsachen seine Augen verschließt und die Streitfrage auf ein ganz anderes

Verweis des Rezensenten auf den seligen Franz Delitzsch. Wenn er von den Dingen, über die er hier urteilt, auch nur eine oberflächliche Kenntnis besäße, so müßte er wissen, daß der „aufrichtige Versuch“ Delitzschs, die Resultate der alttestamentlichen Arbeit zu prüfen, in allen Hauptstreitfragen mit der endlichen, rückhalt-

---

Gebiet hinüberspielt, um der einzig möglichen Lösung zu entgehen. Da zeigt mir ein Rezensent im „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“ 1901, Nr. 3 einen ganz einfachen Weg, 1. Sam. 16, 18ff. mit 17, 55ff. auszugleichen und damit meinen „Hauptbeweis“ (?) für die Resultate der Bibelwissenschaft zu vernichten. Man höre: „Kann es nicht auch so sein: der Verfasser erzählt zuerst Kap. 16, wo David als Saitenspieler an Sauls Hof gekommen ist. Dann besinnt er sich: du hast vergessen die Geschichte von Davids Kampf mit Goliath, und nun erzählt er diese einfach nach?“ Ganz schön. Aber in seinem Eifer übersieht der Retter der Einheitlichkeit, 1. daß er so die ganz andere Tradition, die sich in 17, 54 verrät (wo der Hirtenknabe auf einmal ein Zelt auf dem Schlachtfeld hat) nicht erklärt; 2. daß 17, 15 Davids Eintreten in den Dienst Sauls bereits vorausgesetzt ist; 3. daß das Bekanntwerden Davids mit Saul nicht so erzählt werden konnte, wie 16, 18ff. geschieht, wenn es bereits so erfolgt war wie 17, 32ff. berichtet wird. — Überaus bezeichnend ist die andere Lektion, die mir derselbe Rezensent erteilt. Ich habe (S. 89f.) 2. Chr. 20, an der Vorlage 2. Kön. 3 gemessen, und ebenso 2. Chr. 23 neben der Vorlage in 2. Kön. 11 als klassische Muster eines Midrasch bezeichnet. Der Rezensent: „Warum müssen sie das sein? Antwort lautet: dort wird ein Wunder erzählt, wie die Feinde sich gegenseitig vertilgen, das ist bedenklich (geschah 1870 vor Paris auch . . . .) und im letzteren Falle stimmte die Erzählung 2. Kön. 11 nicht mit den Vorschriften des Priesterkodex, darum wurde in 2. Chron. 23 geändert und wurden die Dinge so dargestellt, wie sie eigentlich nach dem Priesterkodex hätten lauten müssen. Beides aber sind ganz willkürliche Behauptungen. . . . . Jeder Erzähler berichtet eben einfach nach seinen Augen, die bekanntlich bei Ereignissen verschieden sehen. Der eine sieht das, der andere jenes.“ Nun lese man meine Darlegung auf S. 89ff. und urteile dann, ob nicht jeder Versuch, gegen eine solche Kunst des Mißverstehens anzukämpfen, von vornherein ganz vergeblich ist. Und dann wirft man uns vor, daß wir für das „aufrichtige Bestreben der offenbarungsgläubigen Kritiker, sich mit der modernen Theologie auseinanderzusetzen“, nur rücksichtslose Abweisung haben!

losen Anerkennung der kritischen Ergebnisse geendigt hat. So hat er sich (im „Neuen Kommentar über die Genesis“, Leipzig 1887) unumwunden zu der sukzessiven Entstehung der vier Pentateuchquellen des Jahwisten, Elohisten, Deuteronomiums und des Priesterkodex bekannt und zuletzt ebenso unumwunden (in den „Messianischen Weissagungen“, Leipzig 1890) die Entstehung des Deuterojesaja im Exil, die des Deuterosacharja und der sogenannten Jesaja-Apokalypse (Jes. 24—27) in der späteren nachexilischen Zeit, die des Daniel endlich im Jahre 168 v. Chr. zugestanden. Mein Rezensent wird vielleicht nunmehr begreifen, daß für mich die Mahnung, Delitzschs „Versuch mit Freuden zu begrüßen“ gänzlich überflüssig ist. Ich habe es ganz im Gegenteil seit Jahren immer wieder als einen Erweis höchst achtungswerten Wahrheitssinnes gepriesen, daß sich Delitzsch zuletzt noch zu einem ehrlichen Verzicht auf alle weitere Selbsttäuschung entschloß, daß er auch darauf verzichtete, aus einem hartnäckigen Gegner der kritischen Ergebnisse ein „schillernder“ zu werden. Ich weiß, welche schweren Kämpfe ihn diese schließliche Verwerfung jahrzehntelang vorgetragener Überzeugungen gekostet hat, bis sich das Apostelwort an ihm erfüllte: „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.“ Nach Stosch wäre freilich das Motiv vielmehr Bosheit und Lüge gewesen; andere haben — etwas freundlicher — den Abfall Delitzschs, der ihnen begreiflicherweise im höchsten Grade fatal war, auf Altersschwäche zurückgeführt. Wurde er doch, wie sein Sohn Friedrich Delitzsch berichtet, noch auf dem Sterbebette von der Warnung ganzer Synoden verfolgt! (Zweiter Vortrag über Babel und Bibel, Stuttgart 1903, S. 43.)

Ich hätte noch mancherlei Anlaß, meinen Kritikern Rede zu stehen. Aber nur auf eine Anklage möchte ich noch eine deutliche Antwort geben. Ein Rezensent im „Evangel. Kirchenblatt für Württemberg“ (1901, Nr. 7) klagt: „Was Kautzsch ... als sichere „Resultate“ der Wissenschaft bezeichnet, wird zur selben Zeit in fundamentalen Punkten von einer Reihe von Forschern bestritten,

ohne daß die Vertreter der Wellhausenschen Theorie, soviel wir sehen, sich wissenschaftliche Widerlegung entsprechend zur Aufgabe machten." Rezensent ist schmerzlich davon berührt, dieselbe Klage kürzlich am Schluß einer Broschüre von Prof. Hommel in München über „den Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Überlieferung" zu vernehmen. Wir Alttestamentler sind es längst gewohnt, daß man mit besonderem Eifer Prof. Hommel gegen uns ausspielt. Urteilt er doch in dem obenerwähnten Vortrag u. a.: „Die Aufstellungen der sogen. modernen Pentateuchkritik oder der Schule Wellhausens über den Verlauf der israelitischen Geschichte und über die Aufeinanderfolge der teilweise ganz willkürlich und künstlich konstruierten Quellenschriften der fünf Bücher Mose haben sich überlebt und widersprechen in offenkundigster Weise nicht bloß dem überlieferten Gang der Geschicke des Volkes Gottes, sondern auch den klaren Aussagen der altorientalischen Urkunden." Solche Urteile sind köstliche Musik in den Ohren aller Gegner der neueren Bibelwissenschaft, und ganz unbegreiflich ist die Verstocktheit, mit der die so schwer irrenden Vertreter des Alten Testaments an den theologischen Fakultäten trotz ihrer Vernichtung durch Hommel noch weiterexistieren. Das beweist doch deutlich, in welchem Maße sie, die an sich gänzlich Urteilslosen und Sachunkundigen, von dem bösen Wellhausen hypnotisiert sind! So stellt man sich ganz offenbar in weiten Kreisen die Lage der Dinge vor. Die Widerlegung Hommels u. a. unterbleibt nur deshalb, weil man nichts gegen ihn vorzubringen weiß. Nun, Prof. Hommel ist ein achtungswerter Gelehrter, der sich auf seinem Gebiet, der semitischen Philologie im weitesten Umfang, unbestrittene Verdienste erworben hat. Daß er sich aber auch auf das Gebiet das Alten Testaments hinüberbegeben und hier, wenn auch in gutem Glauben, durch Urteile wie die oben zitierten stark zur Irreführung der öffentlichen Meinung mitgeholfen hat, das wird vielfältig und zwar auch von einem Teil seiner Freunde tief beklagt. Wer aber von uns verlangt, daß wir uns „wissenschaft-

liche Widerlegung" jedes willkürlichen und nicht auf voller Sachkenntnis beruhenden Widerspruchs „zur Aufgabe machen sollen", der verkennt die Kürze des menschlichen Lebens und vor allem die gänzliche Nutzlosigkeit eines solchen Bemühens. Wer einmal beschlossen hat, daß die neuere Bibelwissenschaft Bosheit und Lüge ist, dem kann keine „wissenschaftliche Widerlegung" etwas anhaben!

Ich wollte, ich könnte damit schließen. Ist es doch ein unerquickliches Ding, nutzlos immer dieselbe Abwehr zu wiederholen, weil man sich als Lehrer der Jugend wie als Christ über die schreiende Ungerechtigkeit der gegnerischen Vorwürfe im Innersten empören muß. Aber seit der ersten Veröffentlichung dieser Thesen sind mir noch zwei Proben von Feindschaft gegen die neuere Bibelwissenschaft bekannt geworden, die so charakteristisch sind und so anspruchsvoll auftreten, daß mir eine offene Äußerung über sie als eine Pflicht der Selbsterhaltung erscheint.

Wiederholt wurde mir in den letzten Monaten von etlichen meiner Zuhörer mitgeteilt, daß ihnen von Vätern oder Pfarrern dringend eingeschärft worden sei, Urquhart zu lesen, da dieser den „kritischen Schwindel" gründlich und für immer abgetan habe. Nun sind uns derartige Behauptungen infolge vieljähriger Übung so geläufig, daß man sich höchstens wundert, warum sie alle Jahre wiederholt werden müssen, — häufig auch in der Form: es werde nächstens einer kommen, der den kritischen Schwindel für immer vernichte. In bezug auf Urquhart trat mir jedoch die Überzeugung von seiner Sieghaftigkeit in einer Stärke entgegen, daß ich doch beschloß, mir diese wissenschaftliche Vernichtung der Kritik in der Nähe anzusehen.

Das Werk führt den Titel: Die Neueren Entdeckungen und die Bibel. Von Rev. John Urquhart. Vom Verfasser autorisierte Übersetzung von E. Spliedt. Der erste Band („Von der Schöpfung bis zu Abraham") erschien Stuttgart 1900. Der zweite

umfaßt die Zeit „Von Abraham bis zum Auszug aus Ägypten", der dritte die Zeit „Vom Auszug aus Ägypten bis zur Philisterzeit", der vierte endlich (Stuttgart 1903) reicht „Von der Philisterzeit bis zur babylonischen Gefangenschaft". Von den beiden ersten Bänden liegen bereits mehrere Auflagen vor. Dieser starke buchhändlerische Erfolg erklärt sich wohl zum Teil daraus, daß der Verfasser keine Mühe gescheut hat, die „neueren Entdeckungen" auf den Ruinenfeldern und anderwärts möglichst vollständig zusammenzustellen und so ein Hilfsmittel zu schaffen, das die kostspieligen und vielfach schwer zugänglichen archäologischen Werke wenigstens dem Laien in ziemlich weitgehendem Maße zu ersetzen vermag. Noch größeren Beifall aber dürfte in den Kreisen seiner zahlreichen Leser die Entschiedenheit gefunden haben, mit der er selbst unermüdlich die endgültige Vernichtung der Kritik verkündigt. Ich kann es mir unschwer vorstellen, wie tief und mit welchem Gefühl der Befreiung der und jener aufgeatmet haben mag, wenn er gleich im ersten Bande las, daß hier die großsprecherische Schulgelehrsamkeit von der Wissenschaft, den Triumphen der Forschung, vernichtet werde, ja wenn er die Quellenscheidung auf Grund der verschiedenen Gottesnamen, die bekanntlich den sicheren Ausgangspunkt der gesamten Pentateuchkritik seit 1753 bildeten, als eine schamlose Erdichtung bezeichnet findet. Kein Wunder daher, wenn der Verfasser im zweiten Bande dekretiert, daß die Kritiker ihren Rückzug anzutreten haben unter dem Lächeln und Halleluja ihrer Feinde. Schön gesagt, aber ehe wir auch mit abziehen, sehen wir doch erst ein wenig zu, wie die Aussagen der „Wissenschaft", die Triumphe der Forschung eigentlich zustande kommen. Die Sache ist höchst einfach: man behauptet es eben, obwohl von einem Beweis der Tatsächlichkeit nach der Natur der Dinge gar keine Rede sein kann, wie z. B., wenn „die Wissenschaft" die buchstäbliche Geschichtlichkeit des Schöpfungsberichts und der Sintfluterzählung beweisen soll. Oder man beseitigt die Widersprüche und Schwierigkeiten mit einer Exegese, der kein Mittel zu schlecht ist und die insbesondere auch

vor den ärgsten philologischen Gewaltstreichen nicht zurückschreckt. Oder endlich: man polemisiert gegen Behauptungen, die gar nie jemand aufgestellt hat, die man aber zum Vorwand nimmt, um den Gegner recht gründlich abzuführen und dem allgemeinen Hohngelächter preiszugeben. Aus der Fülle der Belege für die beiden letzterwähnten Methoden greife ich zwei heraus, die sich in dem zuletzt erschienenen vierten Bande finden.

Nachdem hier Urquhart über die (beiläufig äußerst vorsichtigen und sachlich absolut unumstößlichen) Aufstellungen Drivers in betreff der Widersprüche zwischen 1. Sam. 16 und 17 berichtet hat,[1]) fährt er wörtlich also fort:

> „Indes unterstützt ein sorgfältiges Studium der Stellen nicht diesen Schluß der Kritiker. Als Sauls Knechte (Ebed, die wohlbekannten und verantwortlichen Beamten seines Hofes) vorschlagen, daß ein geschickter Harfenspieler gesucht werden solle, sind sie unfähig, einen zu nennen, und David ist ihnen ganz unbekannt. Es ist einer der jüngeren und untergeordneteren Hofbeamten, der David empfiehlt. „Da antwortete der Knaben (neʿārīm) einer und sprach: Siehe ich habe gesehen einen Sohn Isais, des Bethlehemiten, der kann's wohl auf Saitenspiel; ein rüstiger Mann und streitbar." Denken wir daran, daß dies die Rede eines jungen Mannes ist, so verschwindet der Grund für die Behauptung des Kritikers sogleich. Alles, was darin liegt, ist, daß in den Augen dieses jungen Mannes David schon ein Held ist. Die Kämpfe mit dem Löwen und Bären haben Aufsehen erregt in dem angrenzenden Gebiet und die Aufmerksamkeit auf Isais jüngsten Sohn gelenkt" usw.

Es ist wirklich ein Prachtexemplar von Harmonistik, mit dem uns der Verfasser hier ergötzt. Das „sorgfältige Studium" der Stelle hat ihn belehrt, daß dort zu unterscheiden ist zwischen den verantwortlichen Hofbeamten oder ʿăbādīm, die nichts von David wissen, und einem der „Knaben" oder neʿārīm,[2]) dem die Kämpfe Davids mit Löwen und Bären so imponiert haben, daß in seinen Augen David schon ein Held ist. Das ist zwar ein Irrtum, aber

1) Vgl. zu dieser Frage oben S. 12 und unten S. 33f.

2) Im Text steht Ne'arim; ich weiß nicht, ob dieser Schnitzer schon dem Verfasser oder erst dem Übersetzer zur Last fällt.

einem jungen Manne kann dergleichen schon widerfahren, und sobald man das bedenkt, „verschwindet der Grund für die Behauptung des Kritikers sogleich". Ohne uns durch dieses Machtwort einschüchtern zu lassen, scheuen wir nicht ein nochmaliges sorgfältiges Studium von 1. Sam. 16, 14ff. und gelangen zu folgendem Ergebnis:

1. In V. 18 ist mit keiner Silbe angedeutet, daß der junge Mann etwas erzähle, was er sich bloß einbildet, sondern er berichtet nach der Meinung des Erzählers, was er weiß.

2. Urquharts Ausflucht wird nur dadurch möglich, daß er in V. 18 die Hauptsache unterschlägt. Der junge Mann kennt David nicht bloß als einen Helden im Kampf mit reißenden Tieren, sondern als einen Krieger (īsch milchāmā). Das konnte sich der junge Mann nicht bloß einbilden, dashalb läßt es auch Urquhart weg.

3. Die Unterscheidung der Knechte in V. 15 und der „Knaben" in V. 18 ist eine ganz unberechtigte Künstelei. Kein des hebräischen Sprachgebrauchs kundiger wird in diesem Zusammenhang anders übersetzen als: „einer von den Dienern", völlig gleichbedeutend mit den vorher erwähnten „Knechten". Davon, daß der Knabe allein David kennt, die Knechte dagegen nicht, steht kein Wort da. Vielmehr erfindet dies Urquhart im harmonistischen Interesse, wie er V. 18 aus gleichem Grunde den „Kriegsmann" unterschlägt.

4. Alle harmonistischen Künsteleien und Textverdrehungen sind vergeblich, wenn man doch in 17, 54 die Tradition über den Kriegsmann David, die neben der vom Hirtenknaben einherläuft, nicht ableugnen kann.

Nach dieser Probe neuer, aber völlig verunglückter Harmonistik wird sich niemand darüber wundern, wie Urquhart mit 1. Sam. 17, 55ff. fertig wird, wo weder Saul noch Abner den David kennen, den doch Saul nach 16, 21 längst als Saitenspieler und Waffenträger liebgewonnen und von Isai zu dauerndem Dienst er-

beten hatte. Aber auch hier lehrt ein sorgfältiges Studium der Stelle, daß alles in bester Ordnung und von einem Widerspruch keine Rede ist. Erstlich fragt ja Saul den David selbst gar nicht, sondern den Abner. Dabei will er aber (S. 27) „augenscheinlich nicht nach dem Namen des Vaters fragen, sondern nach der Stellung, die er einnahm". Nun vergleiche einer den Wortlaut von 1. Sam. 17, 55 ff. und urteile dann über den ganz merkwürdigen Sprachgebrauch, in welchem hier das Wort „augenscheinlich" auftritt. Für mich ist bloß das augenscheinlich, daß die Verlegenheit sehr, sehr groß sein muß, ehe man sich zur Lösung des Widerspruchs abermals (s. u. die Anmerkung zu S. 36) an so über die Maßen klägliche, durch einen einzigen Blick auf den Wortlaut ohne weiteres gerichtete Ausflüchte klammert!

Ein weit stärkeres Stück aber bietet Urquhart an der anderen Stelle, die ich zur Beleuchtung seiner Methode noch vorführen muß. Wir lesen S. 120 desselben vierten Bandes inbetreff der 1869 entdeckten, um 850 v. Chr. angefertigten Inschrift des Königs Mescha von Moab wörtlich folgendes:

„Und der Mesa-Stein gleich so vielen anderen neueren Entdeckungen zermalmt die Theorien der Kritiker in ihren Grundlagen. Es wird jetzt als ausgemacht angenommen, daß Israels älteste „religiöse Literatur" — dies ist der neue Titel für die Worte Gottes, die den Juden „vertraut sind" — nicht weiter zurückgeht als bis ins 8. Jahrhundert v. Chr. Also wäre die Schrift in Israel erst ein Jahrhundert später in Gebrauch gekommen, als sie es diesem Stein zufolge in Moab war."

Ich lade nun Herrn Urquhart oder auch seinen Übersetzer, der das geduldig nachgeschrieben hat, ein, mir auch nur einen Kritiker zu nennen, der je einen so ungeheuren Unsinn behauptet oder gar ihn als „ausgemacht" angesehen hätte, wie den Satz, daß Israels religiöse Literatur nicht weiter zurückgehe als bis ins 8. Jahrhundert, und nun vollends, daß die Schrift in Israel erst ein Jahrhundert nach dem Mesastein in Gebrauch gekommen sei! Selbst wenn man von der Überlieferung über eine Schreibtätigkeit Moses ganz absehen wollte: wer hätte je die Geschichtlichkeit von Richter 8, 14,

das stehende Amt des „[Staats=]Schreibers" bereits unter David und Salomo, den Uriasbrief des ersteren oder die Briefe der Isebel 2. Kön. 10, 1 ff. in Zweifel gezogen! Wenn nun Urquhart den „Kritikern" dennoch eine so unsinnige Behauptung schuldgibt, so sind nur zwei Fälle möglich, von denen der eine so schlimm ist wie der andere. Entweder: er nimmt wirklich an, daß es sich so verhalte, dann würde er eine so grauenhafte Unwissenheit in betreff der wirklichen Aussagen der „Kritiker" verraten, daß wir ihm kurzweg das Recht zu irgendwelcher Polemik gegen eben diese „Kritiker" absprechen müssen. Oder: er weiß es doch besser, rechnet aber auf die Urteilslosigkeit eines Publikums, das jede, auch die abgeschmackteste Verunglimpfung besagter Kritiker glaubhaft und erfreulich findet. Wie man in diesem letzteren Fall über den Verfasser urteilen müßte, brauche ich nicht weiter auszuführen. Ich selbst mag ihm eine solche Perfidie nicht zutrauen. Dann bleibt freilich nur die ersterwähnte Möglichkeit, und wir sind dann genügend darüber belehrt, welcher Art die Feinde sind, unter deren Lächeln und Halleluja wir zerknirscht abzuziehen haben. Eine wahrhafte Trauer aber überkommt mich bei dem Gedanken: das also ist die Speise, die man unseren Studenten mit Hochdruck und Ängstigung der Gewissen als ein unfehlbares Heilmittel gegen den „kritischen Schwindel" aufzwingen will!

Leider bin ich noch nicht zu Ende. Es bedarf noch einer Auseinandersetzung mit dem neuesten Vernichter der heutigen Bibelwissenschaft, Dr. Johannes Lepsius, dem Herausgeber von „Das Reich Christi. Monatsschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums". Diese Auseinandersetzung fällt mir sehr schwer um des Mannes willen, gegen den sie gerichtet ist. Dr. Lepsius hat sich durch mancherlei Betätigung auf den Gebieten der inneren und äußeren Mission, obenan durch sein mannhaftes und tatkräftiges Eintreten für die bis aufs Blut verfolgten Armenier und ihre

Waisen die größte Hochachtung und den wärmsten Dank aller derer verdient, die gleich ihm jene Verfolgungsgreuel als eine tiefe Schmach empfanden für alle, die den Namen Christi tragen. Seine 1897 ausgegangene, in vielen Tausend Exemplaren verbreitete Anklageschrift „Armenien und Europa", sowie die 1897 zu gleichem Zweck von ihm herausgegebene Monatsschrift „Der christliche Orient" sind schöne Denkmäler aufopfernder Christenliebe, und jedermann hat sich gefreut, daß dieser Arbeit, insbesondere der Fürsorge für die armenischen Waisen, Gottes Segen und äußerer Erfolg nicht gefehlt hat. Um so mehr schmerzt es mich nun, denselben Mann als einen erbitterten Gegner zu erblicken. Nicht als ob ich ohne weiteres Zustimmung von ihm erwartet hätte. Wohl aber hätte ich von ihm und seiner theologischen Bildung etwas mehr Verständnis für die Gesinnung und Absicht seiner Gegner erwartet, etwas weniger blinden Eifer, sie alle miteinander in einen Topf zu werfen und der gleichen Verdammnis preiszugeben, zu allermeist etwas weniger Schnellfertigkeit in der Wahl der Mittel, mit denen er uns zu bekämpfen meint!

Dr. Lepsius eröffnet seinen Angriff mit dem Aufsatz „Die alttestamentliche Wissenschaft und die Ergebnisse ihrer Forschung" in Nr. 1 des 6. Jahrgangs der oben erwähnten Monatsschrift „Das Reich Christi". Nachdem er im Eingang festgestellt hat, daß die 1835 von Vatke angebahnte, seit 1878 auf den Namen ihres letzten und genialsten „Konstrukteurs" Wellhausen getaufte Hypothese eine vollständige, bis in alle Details ausgearbeitete „Umdichtung" der Religionsgeschichte Israels zustande gebracht habe, spricht er alsbald (S. 20) die Überzeugung aus, „daß von diesem stolzen Bau der Hypothese in 10 Jahren kein Stein mehr auf dem andern stehen wird, daß in 50 Jahren der Wind seine Stätte nicht mehr kennen wird". Und da er erwarten muß, daß seine Absicht jedem alttestamentlichen Forscher ein Lächeln auf die Lippen rufen wird, macht es ihm Vergnügen, am Anbeginn seiner Untersuchungen die Überzeugung auszusprechen (S. 21), daß die Zeit nicht

mehr fern ist, wo die überlieferte Anschauung von dem Verlauf der Religionsgeschichte Israels in Übereinstimmung mit den Urkunden des Alten Testamentes in ihrem ganzen Umfange wiederhergestellt werden wird.

Da wären wir nun also abermals vernichtet. Allerdings nur prophezeiungsweise, und daß das Prophezeien ein mißlich Ding ist, wird Dr. Lepsius ohne Zweifel auch zu erfahren bekommen. Aber da nach ihm höchstens noch zehn Jahre ein Stein der Hypothese auf dem andern bleibt, so haben wir alle Ursache, unser Haus zu bestellen und über die völlige Nutzlosigkeit unserer Lebensarbeit nachzudenken. Zunächst aber plagt uns die Neugier, ein wenig zuzusehen, wie es der Prophet unseres baldigen Untergangs anfängt, den großen Umschwung herbeizuführen.

Zuerst nun will er „dem in die Geheimnisse der modernen Theologie uneingeweihten Leser einen kurzen Überblick über die Ergebnisse der Pentateuchforschung geben“. Natürlich wäre es selbstverständliche Forderung der Gerechtigkeit, ja der ganz ordinären Billigkeit, daß er ein Referat böte, in welchem alle oder doch die allermeisten Vertreter der heutigen Pentateuchforschung ihre Meinung wiederzuerkennen vermöchten. Ich kann jedoch Dr. Lepsius den schweren Vorwurf nicht ersparen, daß er statt dessen vielfach ein bloßes Zerrbild von der wirklichen Meinung seiner Gegner geliefert hat. Und zwar habe ich persönlich den stärksten Anlaß, diese Anklage zu erheben. Dr. Lepsius erklärt auf S. 22, Anm. 1, er habe seiner Darstellung hauptsächlich meinen Artikel[1]) in D. Guthes „Kurzem Bibelwörterbuch“ (Tübingen und Leipzig, Mohr, 1903) zugrunde gelegt. Natürlich mutmaßt jedermann, daß nicht nur die in Gänsefüßchen angeführten Stellen, sondern auch die in die Darstellung eingestreuten Stichwörter jenem Artikel entstammen. Man

1) Gemeint sind die Artikel „Moses“ a. a. O. S. 444 ff. und „Moses, die 5 Bücher“, S. 447 ff.

mutmaßt dies um so sicherer, als man den schlimmen Kritikern jede Art von Herabsetzung und selbst frivoler Behandlung des Bibelworts bereitwillig zutraut. Auch das Referat von Lepsius ist, wie sich gleich zeigen wird, vollständig von solcher Beurteilung der Gegner beherrscht. Um so energischer muß ich gegen das grobe Unrecht protestieren, das mir durch eine solche Manier der „Zugrundelegung" meines Artikels angetan wird. Ich habe nirgends von einem „historischen Roman" geredet, den man als Rahmen des Gesetzes Moses in die prähistorische Wanderzeit zurückdatiert habe. Ebensowenig habe ich die Kälber in Bethel und Dan für die legitimen Sprößlinge des Kalbes erklärt, das die Israeliten aus Ägypten geführt, und des „Fetischs, der Kanaan erobert hat", oder „den Gott der Propheten und Apostel für einen Nachkommen des kleinen Götzen, dessen Orakel David befragt hat". Auch den „Blitzgötzen Jahwe, den Mose etlichen Nomadenstämmen der Sinaihalbinsel schenkte und der vermutlich in Gestalt eines Donnerkeils die heilige Lade bewohnte", würde man bei mir ebenso vergeblich suchen wie die „Scheeren-Redaktoren", die die jetzigen fünf Bücher Moses „zusammengeschnitten und ineinandergepaßt" haben. Ebenso ist natürlich „die priesterliche Fälschung eines mosaischen Gesetzbuchs" samt der „ganzen Jesuitenschule in Babylonien", deren Werk der Priesterkodex war, eigenste Erdichtung des Berichterstatters. Am meisten empört hat mich aber das Referat über die Auffindung des Gesetzbuchs Mose unter Josia 2. Kön. 22, 3ff., wie sie sich nach Lepsius (S. 28ff.) „mit den Augen der Theologie" gelesen ausnimmt. „Erst verstecken die vereinigten Hallunken das ad hoc fabrizierte Falsifikat im Tempel und zwar im Opferstock [?]. Eines Tages wird das uralte Buch, das natürlich mit allem archaistischen Raffinement hergestellt sein mußte, ganz zufällig gefunden." Dann. nach der Übergabe des Buchs an den König durch Saphan: „Der Jesuitenstreich ist gelungen. Ein Lächeln der Befriedigung huscht über die Lippen Saphans." Nachdem dieser von Josia den Auftrag erhalten hat, Jahwe zu befragen, eilt er „zum Priester Hilkia"

Ein Blinzeln aus den klugen Äuglein und Hilkia weiß alles. Auch für das Jahweorakel ist bereits Vorsorge getroffen. Der Augur und der Jesuit treten ins Haus der Prophetin Hulda. Nachdem sie die Tür sorgfältig hinter sich verriegelt, beginnt Saphan, indem er sich vor innerem Vergnügen wie ein Faun zusammenkrümmt, mit den Worten Bernhard Stades: Wir haben dem König „das Buch in die Hände gespielt. Es ist ihm völlig neu und er ist des guten Glaubens, daß es sich ꝛc. — folgen 15 Zeilen Zitat aus Stades Geschichte Israels I, 650f. und nach deren Abschluß durch Gänsefüßchen: (Allgemeines Grinsen der Augurn). Natürlich muß das jedermann so verstehen, als seien obige Worte nach Stade von Saphan und Hilkia direkt an die Prophetin Hulda gerichtet worden. Dann hätte Stade in der Tat das Ganze als einen Jesuitenstreich dargestellt. In Wahrheit aber enthalten obige Worte Stades, die Lepsius in eine ganz falsche Beleuchtung gerückt hat, einfach Stades Beurteilung der Sache, und wie wenig diese dem Lepsius-schen Zerrbilde entspricht, zeigt Stades Anmerkung auf S. 651: „Daß die Deputation wie die Prophetin völlig in dem guten Glauben gewesen sein werden, wirklich aufs genaueste nach Jahwes Willen zu handeln, sollte man eigentlich hervorzuheben nicht nötig haben.“ Lepsius hat diese Anmerkung, durch die doch seine ganze Erdichtung in ihr Nichts zusammenfällt, bereits S. 28 selbst zitiert. Trotzdem fährt er nach dem „allgemeinen Grinsen der Augurn“ in demselben Tone fort: „Hilkia: die Täuschung ist gelungen, der fromme Sinn des Königs macht ihn zum Werkzeug unserer Pläne. Hulda, setze dich auf den Dreifuß, der König wartet auf ein Orakel von Jahwe. Der Tag unsres Triumphes naht“ usw. usw. Und auf derselben Seite (30) heißt es zusammenfassend: „Das wäre so ungefähr der religiöse Erwerb, den die Popularisierung der alttestamentlichen Kritik unserm deutschen Volke verspricht. Die große Lektion, die unsere Jugend daran zu lernen hat, ist diese: daß Augurn und Jesuiten zu allen Zeiten die Welt regiert haben und daß die Dummen nicht alle werden.“

Dr. Lepsius ist vermutlich voll überzeugt, in obiger Umdichtung von 2. Kön. 22 recht witzig gewesen zu sein. Ich fürchte jedoch, allen anständigen Lesern wird diese Methode, dem Gegner pöbelhafte Gedanken in pöbelhafter Sprache anzudichten, als etwas ganz anderes denn als witzig erscheinen. Jedenfalls treffen solche Pfeile den Kritiker nicht, dem ein unehrerbietiges Wort gegen den Inhalt der Schrift völlig unmöglich wäre, und dies gilt so gut wie von allen heutigen Vertretern der alttestamentlichen Wissenschaft. Das weiß auch Dr. Lepsius. Sein Verfahren aber belehrt uns aufs neue darüber, zu welcher blinden Wut ein kräftiges Vorurteil hinzureißen vermag, und wie in dem Kampf gegen die verhaßten Kritiker einfach jedes Kampfmittel für erlaubt gilt!

Nach den oben mitgeteilten Proben von heftiger Polemik gegen die heutige Bibelwissenschaft darf man mit Recht auf das höchste gespannt sein, mit welchen Mitteln nun Dr. Lepsius die Vernichtung eben dieser Bibelwissenschaft und damit die Rehabilitation der Überlieferung zu vollziehen gedenkt. Die Spannung löst sich jedoch in das höchste Staunen auf, wenn man nun S. 32ff. die neuen Pfade verfolgt, die Lepsius zur Niederwerfung der heutigen Literarkritik einschlägt. Als Operationsfeld dient ihm die Urgeschichte 1. Mos. 1—11. Von ihr wird eine Rezension und Übersetzung gegeben, deren Text „durch seine einheitliche Konzeption und seine geschlossene Folge die herrschende Hypothese der Quellenscheidung entbehrlich erscheinen läßt. . . . Ich bin der Überzeugung, daß der sogen. Priesterkodex nach dem Phantasiebilde, das sich die alttestamentliche Forschung von ihm macht, niemals existiert hat, und daß alle auf seine Existenz gegründeten literarkritischen Konstruktionen so viel Wert haben als die Finanzoperationen der Familie Humbert auf Grund der Crawfordschen Erbschaft“. Wie herzerquickend muß doch eine solche vernichtende Behauptung für alle Gegner der Kritik sein, zumal wenn sie gleich darauf „als den methodischen Grundfehler der alttestamentlichen Forschung“ den bezeichnet finden, „daß ihre ideologischen Konstruktionen nicht von der

Tradition ausgehen, sondern von einem zuvor entworfenen Phantasiegebilde, wie die geschichtliche Entwicklung nach einer atheistisch (!!) fundierten Evolutionslehre verlaufen müßte". Der zweite Grundfehler aber ist nach Lepsius der Mangel philologischer Kritik. Die Resultate der literarischen Kritik standen bereits fest, als man die Notwendigkeit einer Textkritik erkannte, während umgekehrt die Korruptel die Mutter der Kritik des Alten Testaments hätte sein müssen.

Bei denen, die bisher Lepsius freudig zugestimmt haben, dürfte angesichts dieser Wendung eine etwas schwüle Stimmung Platz greifen. Doch nur Geduld, es kommt noch ganz anders. „Die vorliegende Textrezension von Gen. 1—11 geht von folgenden zunächst gymnastikōs aufgestellten Annahmen aus:

1. Die ungeordnete Textfolge und stark korrumpierte Textgestalt des überlieferten Textes ist auf Rechnung der Schicksale der handschriftlichen Überlieferung des Archetypus, nicht aber auf das Konto ebenso bornierter als raffinierter Bearbeiter und Redaktoren von Quellenschriften zu setzen.

2. Die Schreibung des Elohimnamens [bekanntlich eines der Kennzeichen des Priesterkodex] neben oder an Stelle des im Grundtext überall wiederherzustellenden Jahwenamens ist in gewissen Abschnitten bei den im synagogalen Gebrauch befindlichen Handschriften vorgenommen worden, um die öffentliche Lesung des Jahwenamens zu verhindern.[1])

3. Etliche Abschnitte des Schöpfungberichts, die zur Lesung ungeeignet erschienen, sind aus der jetzt durch den Namen Elohim charakterisierten Perikope ausgeschaltet und hinter dieselbe zurückgestellt worden. Vermutlich (!) war der ursprüngliche Ort durch entsprechende kritische Zeichen kenntlich gemacht.

---

1) Als ob zu diesem Zweck nicht die tatsächlich für die synagogale Lesung vorgeschriebene Ersetzung von Jahwe durch adonai, Herr, völlig ausgereicht hätte!

4. Die Marginalien (rot gedruckt) dienten als kurze Inhaltsangaben zur Orientierung im Text. Wo sie die Form von Auszügen aus dem Text haben, repräsentieren sie den zu verlesenden kürzeren Text. — — Der sogenannte Priesterkodex geht in der Genesis in den Marginalien auf. Alles übrige ist ihm dogmatisch zudiktiert worden."

Es folgen noch einige weitere Thesen, aber das vorstehende dürfte genügen, um in dem Leser eine Ahnung zu erwecken, was S. 35 in Gestalt des „Versuch einer Wiederherstellung des ursprünglichen Textes" seiner wartet. Ganz nett ist gleich der Anfang: „Im Anfang, da ‚Jahwe' [folgt Elohim rotgedruckt] den Himmel und die Erde schuf, war unten und oben und Finsternis lag auf der Tiefe und ‚Jahwes' [Elohims rot] Geist schwebte auf der Höhe." Nun zerbreche sich einer den Kopf, woher Lepsius diesen Text nimmt, desgleichen darüber, warum er den weiteren Schöpfungsbericht folgendermaßen anordnet: I, 6—8a. 14—18a. 3—5. 9—11. II, 4—6. I, 12f. 20—26. II, 7. 19. 20. 18. 21—25. I, 27—31. II, 2. 3. Dann unter der Überschrift „Paradies und Sündenfall" II, 8—12a. 13. 12b. 14—17. III, 1—7. 22.[1]) 3a. 8—19. 24a. 23b. Natürlich soll das Ganze eine Verschweißung des elohistischen (1, 1—2, 4a) und jahwistischen Schöpfungsberichts bedeuten. Der Redaktor hat die beiden ganz heterogenen Berichte höchst verständiger Weise nebeneinandergestellt und dadurch die Eigenart eines jeden zu unverkümmerter voller Wirkung kommen lassen. Dieser einfache Tatbestand ist seit Astruc von der Literarkritik klar erkannt und einstimmig behauptet worden. Zu Umstellungen und Textveränderungen ist mit ganz spärlichen und überdies ganz irrelevanten Ausnahmen in dem schönen Fluß

---

1) V. 22 lautet nach Lepsius: ‚Da sprach die Schlange:' Sieh da, nun sind die Menschen geworden wie unser einer, und wissen, was gut und böse ist. Nun sollen sie nicht mehr die Hand ausstrecken und von den Bäumen des Lebens nehmen und essen und leben ewiglich. Denn Jahwe [Elohim] wird sie aus dem Garten treiben (dazu am Rand 3a).

und Zusammenhang der Berichte nirgends ein Anlaß. Und nun vergegenwärtige man sich das wahrhaft tolle Durcheinander, das bei obiger Zerhackung und textkritischer Verballhornung der beiden Quellenschriften herauskommt, und beantworte dann die Frage, auf welcher Seite die den Text zusammenschneidenden und ineinanderpassenden „Scheeren-Redaktoren“ (s. o. S. 23) eigentlich zu suchen sind!

Aber diese „Rezension“ der drei ersten Kapitel der Genesis ist noch gar nicht das stärkste — es kommt noch besser im dritten Abschnitt „die Urzeit“. Nachdem hier 4, 1. 2a. 3, 20. 21 in eine Reihe gebracht sind, geht es wörtlich weiter (4, 2b):

> Und Abel ward ein Schäfer und Kain ein Ackersmann. (22b) Und Kain verfertigte allerlei ehernes und eisernes Ackergerät. Und die Schwester von ‚Abel und‘ Kain war Naema. (4, 3—6:) Und es begab sich zu seiner Zeit, da brachte Kain der ‚Naema‘ ein Geschenk von den Früchten des Bodens. Und Abel brachte auch ein Geschenk von den Erstgeborenen seiner Herde und von ihrer Milch. Und ‚Naema‘ hatte Gefallen an Abel und seinem Geschenk. Aber an Kain und seinem Geschenk hatte ‚sie‘ kein Gefallen. Da ergrimmte Kain sehr und seine Gebärden verstellten sich. Und ‚Abel‘ sprach zu Kain: Warum ergrimmst du? Und warum verstellen sich deine Gebärden? (8a. 7b. 8b:) Und Kain sprach zu Abel seinem Bruder: Nach dir trägt ‚sie‘ Verlangen und du sollst ihr Herr sein. Da sie aber auf dem Felde waren, überfiel Kain den Abel und erschlug ihn.

Als ich das zum erstenmal las, sagte ich mir: Es ist ganz unmöglich, daß das nicht ein schlechter Witz sein soll, eine — allerdings recht plumpe und wohlfeile! — Persiflage, durch die Lepsius das angebliche Gebaren der „Kritiker“ verhöhnen will, um sich hinterher an ihrer Entrüstung über ihr wohlgetroffenes Bildnis zu weiden. So dachte ich, kam aber im Hinblick auf die sichtlich ernstgemeinten Thesen S. 32f., zu denen die Art obiger „Rezension“ des Textes recht wohl stimmt, von diesem Gedanken wieder ab. Aber wahrhaftig, als ich es eben wieder las und niederschrieb, kehrte mir jener erste Eindruck in verstärkter Gestalt wieder. Es erscheint mir doch eigentlich unmöglich, daß Lepsius ernsthaft daran

gedacht hätte, Lesern mit gesunden fünf Sinnen einen solchen Gallimathias als die Wiederherstellung eines grausam korrumpierten ursprünglichen Textes vorzusetzen. Und so kann es eben doch nur ein schlechter Witz sein zum abschreckenden Exempel für alle Welt, etwa analog der Art, wie vor Jahren F. W. Schöpff Goethesche Lieder zurechtdichtete, um den Gesangbuchsverwässerern die Scheußlichkeit ihres Tuns zu Gemüte zu führen, oder auch wie 1891 von dem pseudonymen C. Hesedamm „der Römerbrief beurteilt und geviertteilt" wurde. Habe ich damit das Richtige getroffen, so bin ich eben nicht auf den schlechten Witz hineingefallen, mit dem sich der Verfasser vergnügt hat. Sollte es ihm jedoch mit seiner „Rezension" tatsächlich Ernst sein — nun, dann weißt du, lieber Leser, wie es gemacht werden muß, um der Kritik gründlich das Maul zu stopfen und die verschüttete Tradition in ihrer ursprünglichen Schönheit leuchten zu lassen, mögen auch die dazu aufgewandten Mittel an grund- und bodenloser Willkür und Dreistigkeit alles hinter sich lassen, was je von der irregeleiteten Phantasie der „Kritiker" geleistet worden ist. Und von eben dieser Seite ging die Prophezeiung aus, daß von dem stolzen Bau der [Reuß-Grafschen] Hypothese in 10 Jahren kein Stein mehr auf dem anderen stehen wird, daß in 50 Jahren der Wind seine Stätte nicht mehr kennen wird!" Ja, so prophezeit Dr. Lepsius kühn am Eingang seiner „Untersuchungen" und geht gleich darauf ans Werk und bombardiert den stolzen Bau siegesgewiß mit — Seifenblasen.

Der eine oder andere meiner Leser mag finden, daß ich der Auseinandersetzung mit den Feinden der alttestamentlichen Bibelwissenschaft allzuviel Raum gewidmet. Es war mir aber ein ernstliches Bedürfnis, angesichts der immer erneuerten Verunglimpfung der auch von mir vertretenen heutigen Bibelwissenschaft als einer grundstürzenden und den Glauben zerstörenden, nach Lepsius sogar als auf einer atheistisch fundierten Evolutionslehre beruhenden,

meinem Herzen einmal Luft zu machen und an den neuesten Gegnern zu zeigen, aus welchem Gemisch von Vorurteilen, Verdrehungen und zum Teil auch befremdlicher Unwissenheit ihre Waffen zusammengeschmiedet sind. An sich könnten uns ja jene Verunglimpfungen kalt lassen. Denn wir leben der Überzeugung, daß unser Gott ein Gott der Wahrheit ist, der uns nicht zumutet, wirklich Erkanntes um irgend welcher menschlichen Tradition willen zu verleugnen, und in dieser Überzeugung tun wir unsere Arbeit mit ruhigem Gewissen. Eins aber beklagen wir tief um unserer evangelischen Kirche willen. Die unbegreifliche Hartnäckigkeit, mit der man sich nach wie vor im angeblichen Interesse einer „gläubigen“ Schriftbetrachtung den offenkundigsten und sonnenklarsten Tatsachen widersetzt, ist das Symptom eines Krankheitszustandes, der in Gestalt der gänzlich schriftwidrigen Theorie von der Verbalinspiration jahrhundertelang unsere Kirche beherrscht hat und auch heute noch nicht weichen will. Und doch kann von einer Rückkehr weiter Kreise, insbesondere der Gebildeten, zu der Schrift keine Rede sein, solange man ihnen ein geschichtliches Verständnis der Schrift ängstlich vorenthält.

Wenn ich trotzdem den Tag noch zu erleben hoffe, wo in dieser Beziehung ein Wandel eintritt, so bestimmen mich dazu die Erfahrungen, die der allmählich verhallende Babel-Bibel-Streit an die Hand gibt. Der Leser fürchte nicht, daß ich das bis zum Überdruß verhandelte Thema noch einmal aufrollen werde. Ein Doppeltes muß ich aber zum Schluß noch aussprechen, das mich wie das Morgenrot einer neuen, besseren Zeit für unsere Kirche anmutet. Das ist einmal die merkwürdige Einmütigkeit, in der die Theologen aller Richtungen in diesem Streit für den Offenbarungscharakter des Alten Testaments eingetreten sind, — eine glänzende Widerlegung der Behauptung, daß Literarkritik und naturalistische Betrachtungsweise unzertrennliche Begriffe seien. Zum anderen aber hat dieser Streit unwiderleglich gelehrt: es ist einfach nicht wahr, daß unser evangelisches Volk den Fragen, die sich auf die Bibel

beziehen, aller Orten gleichgültig oder gar feindselig gegenüberstehe. Ganz im Gegenteil: es hat sich bei dieser Gelegenheit in den weitesten Kreisen ein Hunger und Durst nach Belehrung gezeigt, über den man erstaunen mußte. Aber freilich — mit bloßen Phrasen und Phantasien, etwa in der Weise von Stosch's alttestamentlichen Studien, läßt sich dieser Hunger auf die Dauer nicht stillen. Er will nicht länger durch bloße Vorspiegelungen, mögen sie noch so wohlgemeint sein, irregeführt werden: er verlangt nach Brot, das in sorgfältiger, mühsamer Arbeit bereitet ebensowohl dem Wahrheitssinn wie dem religiösen Gemüt eine vollgenügende Nahrung zu bieten vermag. Das ist das Ziel, dem wir zustreben, und wir wissen, daß der redlichen Schriftforschung auch heute noch eine Fülle neuer, von keinem Geschlecht ganz zu erschöpfender Erkenntnisse harrt. Die evangelische Gemeinde hat ein Recht darauf, daß ihr der Zugang zu diesen Erkenntnissen eröffnet werde, und daß damit bereits bei der Jugend in angemessener Weise begonnen werde, dazu wollen die nachfolgenden Erörterungen in bester Absicht, aber auch allem Widerspruch zum Trotz die nötige Handreichung tun.

Erste These.

Die von Tag zu Tag sich vergrößernde Kluft zwischen den — wirklichen, nicht bloß angeblichen — Resultaten der Bibelwissenschaft einerseits und dem landläufigen Betrieb des Religionsunterrichts auf allen Stufen anderseits begründet einen Notstand, der dringend nach Abhilfe ruft.

Die Richtigkeit dieser These dürfte mit seltener Einstimmigkeit bejaht werden — freilich von total verschiedenen Standpunkten aus. Die einen sagen: Sorgt nur erst energisch dafür, daß sich von der sogenannten „geschichtlichen Betrachtung" der Bibel im kirchlichen und Schulunterricht auch nicht ein Jota blicken lassen darf, dann ist dem angeblichen Notstand mit einem Schlag ein Ende gemacht. Alle die, denen das nicht paßt, mögen gefälligst das Feld räumen und sich anderwärts Gelegenheit suchen, ihre das Heilige verunglimpfende und den Glaubensgrund der Kirche zerstörende Tätigkeit auszuüben!

Das ist die erste Kategorie unter den Leugnern des in der These behaupteten Notstandes: die *hartnäckigen* Gegner jeder wirklichen wissenschaftlichen Forschung in der Bibel. Wo diese Richtung mit bewußter Konsequenz auftritt und gar kein Hehl daraus macht, daß für sie dogmatische Gesichtspunkte allein und schlechthin maßgebend sind, hat sie mir allezeit etwas Ehrwürdiges gehabt. Das war der Standpunkt eines J. G. *Carpzov* und überhaupt jener ehrlichen alten Orthodoxie, die sich auch nicht den kleinsten Stein oder das kleinste Bröcklein von dem festgefugten Bau hinwegnehmen ließ. In die ehrliche Seele *Carpzovs* ist sicher nie der Schatten eines Zweifels gefallen, ob die Bibelforschung je etwas anderes bezwecken könne, als das längst richtig Erkannte und Festgestellte mit-

zuteilen und wo nötig gegen die verwegenen Angriffe der Kritiker zu verteidigen. Die Art, wie dies durch ihn selbst geschieht, hat ja nicht selten etwas Gezwungenes; ja, die Verzweiflungsbehelfe arten gar oft ins Läppische aus. Aber man kann dem treuen Wächter des Heiligtums darum nicht gram sein. Er kennt nur eine Pflicht: die Auktorität der Schrift, d. h. für ihn jeden Buchstaben der Schrift, „gegen die Einfälle der Bibelhasser und Pseudokritiker“ zu retten. Solches fordert die Ehre Gottes und das Heil der Kirche unbedingt und unter allen Umständen. Da das Recht der Tradition und das Unrecht der Kritiker ein für allemal von vornherein feststeht, so ist es im Grunde ziemlich gleichgültig, mit welchen Ausflüchten man den Angriff abweist. In Ermangelung triftiger Gründe genügen auch andere, wenn sich nur irgendwie mit ihrer Hilfe das Überlieferte erklären läßt. Mag es dann z. B. auffällig sein, daß Saul den David, der nach 1. Sam. 16, 18ff. als Saitenspieler zu ihm gekommen ist, den er sehr lieb gewonnen und zu seinem Waffenträger gemacht hatte, — nach Kap. 17, 55ff. gar nicht kennt: die Urkundlichkeit des einen wie des anderen Berichts kann deshalb nicht dem leisesten Zweifel unterliegen. „Als der Philisterkrieg ausbrach und Saul mit anderen Sorgen beschäftigt war, kehrte David vom Hof zu seinen Herden zurück. Von da schickte ihn sein Vater ins Lager. Daß ihn nun Saul, obschon er ihn zuvor öfter gesehen hatte, in einer so großen Schar von Umstehenden nicht sogleich erkannte, ist nicht so sehr zum Verwundern, da er wohl in anderer und zwar in Hirtentracht einherging, und Saul, von Furcht ergriffen, nicht mehr an seinen einstigen Harfenspieler dachte, sondern an irgend einen Helden, den er dem riesenhaften Philister entgegenstellen wollte.“ [1])

Wir mögen diese Rettung der Einheitlichkeit des Buches angesichts des klaren Wortlauts von Kap. 17, 55ff. mehr als fadenscheinig finden. Aber Carpzov würden wir grobes Unrecht tun, wenn wir von ihm auch nur ein Gefühl für die relative Berechtigung dieses

1) So Carpzov, introd. ad libros canonicos², 1, 216.

unseres Urteils, geschweige gar Zustimmung zu demselben fordern wollten. Er würde sagen: genügen euch diese Gründe nicht, so ersinnt euch andere. Was kümmert's mich, wie ihr das Faktum erklärt: Faktum ist und bleibt es darum doch!

Ja gewiß, das ist ein wahrhaft konsequenter, auf Gewissensgründen beruhender und eben darum ehrwürdiger Standpunkt. Aber ebenso gewiß ist, daß für uns andere, deren Gewissen vielmehr darauf gestimmt ist, die Wahrheit zu suchen, wie sie auch lauten möge, eine Auseinandersetzung mit den Vertretern dieses Standpunktes vollständig unmöglich ist. Es ist ja freilich ein naheliegender Wahn, und jeder von uns ist ihm wenigstens in jüngeren Jahren gelegentlich zum Opfer gefallen, daß sich zweifellose Wahrheit — so z. B. die einzig mögliche Folgerung aus 1. Sam. 17, 55ff. im Vergleich mit 16, 18ff. — ganz von selbst durchsetzen und jeden Widerspruch niederschlagen müsse. Aber in solchem Wahn übersieht man ganz, was es heißt, mit dem Willen denken, und das haben Carpzov und überhaupt jene echten alten Orthodoxen meisterlich getan.

Ich sage: jene echten alten Orthodoxen. Das legt die Frage nahe: gibt es deren überhaupt noch im Sinne Carpzovs auf dem Gebiete der Bibelwissenschaft, oder ist nicht vielmehr unsere ganze Darlegung überflüssig, weil sie sich gegen einen lediglich fingierten Gegner wendet? Denn von einem Notstand wollten wir reden, wie er durch den Widerstreit zwischen den Ergebnissen der Bibelwissenschaft und noch immer herrschenden Anschauungen ganz anderer Art geschaffen worden ist, und als die erste Kategorie der Gegner haben wir die hartnäckigen Leugner alles und jedes Rechts der Bibelkritik bezeichnet. Gibt es solche überhaupt nicht mehr, so wird unsere Erörterung von selbst gegenstandslos und von einem Notstand kann wenigstens nach dieser Seite keine Rede sein.

Ob es nun unter den heutigen Konfessionellen in Deutschland noch solche gibt, die vollbewußt und mit rückhaltloser Konsequenz auf dem Boden des Systems stehen, das einem Carpzov die unerschütterliche Grundlage zu seiner Schriftbetrachtung und Schrift-

behandlung darbot, das mögen andere untersuchen.[1]) Nur das wage ich zu behaupten, daß gar mancher, der sich solchen Standpunkt zuschreibt, nur eine mangelhafte Vorstellung davon hat, was jene Konsequenz alles in sich schließt. Meist bewegt man sich in der Selbsttäuschung, daß die alten Formeln unbedenklich auch dann noch gebraucht werden dürfen, wenn man erheblich andere Vorstellungen damit verbindet.[2])

Aber sei dem, wie ihm wolle: was uns hier angeht, ist die Tatsache, daß in der Methode der Schriftbehandlung im einzelnen, in der harmonistischen Exegese und den hunderterlei Künsten, mit denen man den einfachsten logischen Folgerungen entgeht, die Carpzovs bis heute nicht ausgestorben sind. Nur darin besteht ein tiefgreifender Unterschied: jene alte ehrliche Orthodoxie machte gar kein Hehl daraus, daß ihr das Resultat von vornherein feststand und daß die wissenschaftliche Forschung nur dazu da sei, es zu stützen und zu bekräftigen. Die neueren Carpzovs dagegen geben sich den Anschein, als ob auch sie vollständig voraussetzungslos und mit unanfechtbarer wissenschaftlicher Methode arbeiteten. Daß sie zu ganz anderen Resultaten kommen als die sogenannten Kritiker, hat seinen Grund einfach darin, daß sie nicht von den blinden Vorurteilen der letzteren, insbesondere von ihrer Sucht, immer das Neueste nachzusprechen, besessen sind, mit

1) Über einen konsequenten ausländischen Vertreter dieses Standpunkts s. das Vorwort S. 15 ff.

2) Was immerhin auch heute noch möglich ist, davon hat mir ein Mitglied der Versammlung am 12. Juni eine Probe mitgeteilt, die ich dem Leser deshalb nicht vorenthalten mag, weil sie auch in das Kapitel „Religionsunterricht", somit in den Bereich unseres Themas gehört. Ein Lehramts-Kandidat hat seine Lehrprobe über 1. Mose 1 zu halten. Bei V. 26 angelangt, paraphrasiert er: „Da sprach der liebe Gott zum Herrn Jesus" 2c. Hinterher vom Schulrat über die Herkunft dieser Auffassung befragt, berichtete er, so sei er es auf dem Seminar gelehrt worden, nur mit dem Bemerken, daß älteren Kindern gegenüber zu sagen sei: „Da sprach die erste Person der Dreieinigkeit zur zweiten", dagegen kleineren Kindern gegenüber, die das noch nicht so verstehen könnten, so, wie geschehen.

einem Wort, weil sie in ganz anderem Sinne wissenschaftlich arbeiten und dazu ganz anders befähigt sind, das Wehen des Gottesgeistes in der Schrift zu vernehmen als die „ungläubige" Wissenschaft.

Für die Frage, die uns hier beschäftigt, kommen natürlich beide Arten, die alte carpzovisch-naive, wie die von Hengstenberg inaugurierte rabulistische Richtung ganz auf das gleiche hinaus, nur der unmittelbare Eindruck, den sie auf die draußen Stehenden machen, ist verschieden. Wenn ich oben der alten naiven Richtung, wie sie zuletzt etwa noch von K. F. Keil[1]) vertreten wurde, das Prädikat „ehrwürdig" nicht absprechen mochte, so vermag ich über die letzten genuinen Ausläufer der andern Richtung nicht ebenso zu urteilen. Nicht, daß ich irgend an der bona fides zweifelte, von der ein Adolf Zahn oder ein E. Rupprecht bei ihrer unermüdlichen Polemik gegen die neuere Bibelwissenschaft erfüllt waren. Ich glaube ihnen vielmehr aufs Wort, daß ihnen diese Polemik Gewissenspflicht war, und über das Gewissen eines anderen zu richten, hüte ich mich sorgfältig. Aber einer tiefen Betrübnis vermag ich mich nicht zu erwehren, erstlich darüber, daß so viel wohlgemeinter Eifer auf eine völlig verlorene Sache verwendet worden ist und vielfach noch verwendet wird, sodann darüber, daß für die Verfechtung unausrottbarer Vorurteile der Name der „Wissenschaft" in Anspruch genommen wird, die doch vielmehr das Vorurteil durch die Wahrheit überwinden

1) Auch er zeigt sich freilich bisweilen von modernen Erwägungen getrieben, die ihn verhindern, Carpzov unbedingte Heeresfolge zu leisten. So gibt er den salomonischen Ursprung des Koheleth preis und läßt einzelne Psalmen noch dem Zeitalter Nehemias entstammen. In der Verfechtung der unbedingten Einheitlichkeit der Geschichtsbücher bewährt er sich dagegen als rechter Schüler Carpzovs, und wo ihm bei dessen Gründen etwas bange wird, weiß er neue, Carpzovs durchaus würdige zu erfinden. So, wenn er die in 1. Sam. 17, 55 (s. o. S. 33) vorliegende Schwierigkeit dadurch hebt, daß Saul durch die Frage „Wessen Sohn ist dieser Jüngling?" gar nicht den Namen Davids oder auch den seines Vaters zu erfahren begehrte — diese kannte er wohl —, „sondern was für ein Mann der Vater des Jünglings wäre" &c.

soll, und endlich und am meisten darüber, daß solches nutzlose Streben zugleich schweren Schaden stiftet. Denn überall da, wo diese, jeder wirklichen Schriftwissenschaft unbedingt feindselige Richtung einen maßgebenden Einfluß auf den Religionsunterricht ausübt, ist nur ein Doppeltes möglich: entweder hemmt, ängstet und unterbindet sie auf Schritt und Tritt die Kräfte, die — auch um des Gewissens willen! — auf eine Änderung des landläufigen Betriebs des Religionsunterrichts ausgehen, oder sie sorgt dafür, daß überhaupt kein Schimmer von den Ergebnissen der Bibelwissenschaft in den Religionsunterricht auf allen seinen Stufen hereinfällt. Welche Wirkungen die letzterwähnte Methode, die fast allerorten als der Gipfel pädagogischer Weisheit gepriesen wird, bereits hervorgerufen hat, davon wird später noch näher zu reden sein. Für jetzt begnügen wir uns mit dem Ergebnis: wo irgend die vollständige Ablehnung der rechten Bibelwissenschaft maßgebend oder doch von Einfluß ist, da besteht ein schwerer Notstand, der dringend nach Abhilfe ruft.

Eine zweite Kategorie von solchen, die an dem behaupteten Notstande mitschuldig sind, bildet die nicht geringe Zahl derer, die zwar im innersten Herzen auch durch die Tradition gebunden sind, anderseits aber doch erkannt haben, daß gegen eine ganz bedenkliche Menge von Tatsachen jedes längere Sträuben vergeblich ist. Ich nenne diese Kategorie der Gegner der Kürze halber die Schillernden. Mit dieser Bezeichnung soll auch hier gegen die bona fides der Betreffenden nichts ausgesagt sein; es gehört zu ihnen eine ganze Anzahl nach Charakter und Gelehrsamkeit sehr ehrenwerter Gelehrter, und überdies zerfallen sie wieder in sehr verschiedene Unterabteilungen. Neben solchen, die ihren Dissensus nur in bestimmten Fragen geltend machen, in anderen volle wissenschaftliche Unbefangenheit zeigen, stehen solche, die zwar mit sauersüßer Miene die kritischen Ergebnisse im großen und ganzen und das Recht der Forschung gelten lassen, im einzelnen aber aus allen Kräften von den Ergebnissen möglichst viel herunterzuhandeln trachten. Hand in Hand damit geht die Sucht, die kritischen Ergebnisse selbst in jeder noch so vorsichtigen Formulierung

als doch nur relativ sicher, wenn nicht schließlich als ganz fraglich zu verdächtigen. Diesem Urteil über die Sicherheit der Ergebnisse entspricht dann begreiflicherweise die Art ihrer Verwertung. Man läßt die Literarkritik gelten, widersteht aber energisch ihren Konsequenzen. Man findet z. B. die Unterscheidung von vier Quellenschriften im Pentateuch berechtigt, erkennt ihnen aber allen vieren absolute Gleichwertigkeit zu. Oder auch, man gibt die Herkunft von 1. Sam. 8 und 9 aus verschiedenen Quellenschriften zu, zwingt aber beiden Kapiteln den gleichen Standpunkt der Beurteilung des Königtums auf und verwertet sie fröhlich beide zu einem „einheitlichen" Bericht über die Entstehung des Königtums in Israel. Wenn es sich aber nun vollends um Fragen von prinzipieller Wichtigkeit handelt, bei denen eine Konzession an die Tatsachen die schwerwiegendsten biblisch-theologischen Folgerungen nach sich zieht, dann scheut man sich nicht mehr, die längst vom Rost zerfressenen Waffen aus der Rüstkammer der alten Harmonisten hervorzuholen, um mit ihnen zur vermeintlichen Ehre der Schrift gegen sonnenklare — Schriftwahrheiten zu kämpfen.[1])

Es ist klar, daß auch diese „Schillernden" zu einer Hebung der Notstände im Religionsunterricht nicht leicht die Hand bieten, sich vielmehr auch einer bescheidenen Verwertung der wissenschaftlichen Ergebnisse nach Kräften widersetzen werden. Einen klassischen Ausdruck erfährt die Stimmung dieser Kreise in einer Reihe von Aufsätzen, die unter der Überschrift „Das alte Testament und die christliche Kirche" im Jahrgang 1900 der „Allgem. evang.-luther. Kirchenzeitung" erschienen sind. Ich kenne den Verfasser nicht, habe es auch nicht mit seiner Person, desto mehr aber aus einem besonderen Grunde mit seinem Elaborat zu tun. Er würde es sich jedenfalls sehr verbitten, zu den oben besprochenen „hartnäckigen"

---

1) Ich denke hierbei vor allem an Fragen wie die nach dem Urteil der Propheten über die Notwendigkeit und Wirksamkeit der Opfer. Gegenüber Stellen wie Am. 5, 25ff. Hos. 6, 6. Jes. 1, 11ff. Mich. 6, 6ff. Jer. 7, 22ff. Ps. 40, 7. 50, 9ff. 51, 18f. kann aber doch in diesem Punkte nicht mehr von einer Frage die Rede sein!

Gegnern jeder Bibelwissenschaft gerechnet zu werden, und ich zähle ihn daher bereitwilligst zu den „Schillernden". Nun leistet er sich im Aufsatz IV (Allgem. ev.-luth. Kirchenztg. 1900, Nr. 14, Sp. 315) folgende schöne Sätze: „Wir gestehen, daß J und E und D und PC für uns spirits sind, blutlose Gestalten, wertloser als Pallas, die aus dem Haupte eines Zeus entsprang . . . Wir werden diese Quellenunterscheidung nie in die kirchliche Unterweisung hineintragen können, weil ihr die Unanfechtbarkeit und Sicherheit fehlt. Die Kirche kann und wird nie von Hypothesen leben. . . Habe nicht acht auf die Fabeln und der Geschlechter Register — sowie auf die Quellenscheidungen der neuen Schriftgelehrten —, die kein Ende haben und bringen Fragen auf, mehr denn Besserung zu Gott im Glauben" usw.

Wir würden diese Expektoration gern auf sich beruhen lassen; sie ist uns samt der geschmackvollen Einkleidung etwas so Gewohntes, daß wir sie seit Jahren auswendig können. Auch das wäre verlorene Mühe, dem betreffenden Artikelschreiber und seinen Gesinnungsgenossen zum hundertsten und aberhundertsten Male entgegenzuhalten, daß es keinem vernünftigen Menschen einfalle, die Hypothesen, die sich etwa an die Tatsachen gehängt haben, in die kirchliche Unterweisung einführen zu wollen, sondern lediglich die wirklichen, zweifellosen, keinen Widerspruch mehr duldenden Tatsachen selbst. Aber etwas anderes können wir nicht verschweigen. Obige Urteile, die doch sichtlich von Geringschätzigkeit gegen die ernste wissenschaftliche Forschung triefen, ja die geeignet sind, sie als eine gänzlich halt- und ziellose verächtlich zu machen, werden von einem Manne gefällt, der kurz zuvor, wo er seine Fühlung mit der modernen Pentateuchkritik beweisen will, den Satz niederschrieb: „Es taucht mit guten Gründen die neue [sic!] Meinung auf, daß E doch älter als J ist." Der Verfasser hat natürlich keine Ahnung, daß er mit diesem einzigen Satz seine absolute Unkenntnis der neueren Pentateuchkritik verrät, und der Leser, der etwas mehr davon versteht, findet es nun ganz begreiflich, warum und in welchem Sinne J und E und D und PC für den Artikelschreiber „blutlose Gestalten" sind. Aber

anstatt uns an der unfreiwilligen Komik seines Geständnisses zu ergötzen, müssen wir es vielmehr für ein tieftrauriges Zeichen der Zustände erklären, in denen wir leben. Anderwärts gilt es als eine einfache und selbstverständliche Pflicht der Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, sich des Urteils zu enthalten über Dinge, von denen man nichts versteht. Wenn aber jemand in Fragen der theologischen Wissenschaft, von denen er auch nicht einmal eine elementare Kenntnis besitzt, den Mund so voll nimmt wie unser Artikelschreiber, dann wird er als ein mutiger Vorkämpfer der „gläubigen Wissenschaft" höchlich gepriesen. Und nun soll es nicht ein schwerer Notstand heißen, wenn die Gestaltung des Religionsunterrichts in Kirche und Schule von derartigen Kennern abhängig ist. Was kümmert es einen solchen, wie es denen zu Mute ist, für die J und E usw. nicht „blutlose Gestalten" sind, sondern wohlerkannte Realitäten, und die nun mit Gewalt gehindert werden sollen, ihre bessere Erkenntnis für einen lebendigen, aus freudiger Überzeugung fließenden Unterricht zu verwerten! Wir bestreiten ja keinen Augenblick, daß solcher Unterricht in gewisser Weise auch vom Standpunkt der Tradition aus erteilt werden kann, niemals aber von solchen, die die Unhaltbarkeit der Tradition in mancherlei Punkten endgültig erkannt haben und dann doch diese Erkenntnis verschweigen oder gar verleugnen sollen. Warum sie aber, sobald man ihre evangelische Freiheit unangetastet läßt, eine noch lebendigere, wirksamere Unterweisung bieten können, als es jemals vom Standpunkt der Tradition aus möglich ist, das wird an anderer Stelle zu erörtern sein.

Zu den Hartnäckigen und den Schillernden gesellt sich aber noch eine dritte Klasse von solchen, die zur Verewigung des herrschenden Notstandes mithelfen: die Opportunisten. Diese erkennen rückhaltslos das gute Recht der wissenschaftlichen Forschung an, sind auch von der Richtigkeit ihrer Ergebnisse im großen und ganzen überzeugt, — aber die Verwendung der letzteren im Religionsunterricht erklären sie für nicht opportun. Denn erstlich sei sie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, anderseits unnötig und zum dritten

vielfach geradezu schädlich. Für die untere Stufe der Volksschule falle die Bibelkritik von selbst außer Betracht, da hier jede Möglichkeit eines Verständnisses fehle. Dasselbe gelte aber zum allergrößten Teile von der Mittel- und Oberstufe der Volksschule bis hinauf zur Mittelstufe der höheren Schulen. Gesetzt aber auch, daß Verständnis und Interesse vorausgesetzt werden könnten, so bliebe doch die Verwirrung unvermeidlich, die der neue Standpunkt in den Köpfen der Jugend anrichten müsse, nachdem sie zuvor jahrelang nach alter Methode unterrichtet worden ist. Ziehe man nun vollends in Betracht, wie vieles doch tatsächlich noch recht unsicher und streitig sei, wie überaus kompliziert bei dem heutigen Stand der Dinge die Ergebnisse und Hypothesen, wie schwierig der Weg zu einem auch nur einigermaßen selbständigen Urteil, dann müsse man zu dem Resultat gelangen: die Wissenschaft in Ehren — aber die Schule muß in diesem Punkte von ihr unbehelligt bleiben, und das um so mehr, als sie für den eigentlichen und letzten Zweck des Religionsunterrichts, die Heranbildung, Kräftigung und Erbauung der religiösen Persönlichkeit nichts zu bieten vermag, sondern allenfalls nur dem Kopf, niemals aber dem Herzen und Gemüt Nahrung gibt!

Das alles klingt in solchem Grade scheinbar, daß man sich nicht wundern kann, wenn sich ungezählte Scharen von Lehrern, Schulinspektoren und Schulräten dabei beruhigt und der „inopportunen" Neuerung nach Kräften widersetzt haben. Und ist es etwa nicht wahr, daß die Kompliziertheit der bibelkritischen Ergebnisse einen Grad erreicht hat, der den Fernerstehenden notwendig erschrecken und abschrecken muß? Man zeige einem Laien z. B. eine Seite von Bennetts Josua-Text in der sogenannten Regenbogenbibel mit ihrem Durcheinander von 5—6 verschiedenen Farben und mute ihm zu, in die Gründe dieses Farbenspiels einzudringen und die so dargestellten Tatsachen religiös zu verwerten, — wird er sich nicht mit sehr scheinbarem Recht jede Behelligung damit verbitten?

Und doch zerfallen alle solche Argumentationen der Opportunisten in nichts, sobald man die einfachsten sittlichen Erwägungen

zu ihrem Rechte kommen läßt. Das Traditionelle weiter lehren, auch wenn man seine Unhaltbarkeit voll erkannt hat, — und von solchem rede ich hier — ist bewußte Unwahrhaftigkeit, und zu solcher gibt kein Opportunitätsgrund, er laute wie er wolle, das Recht.[1]) Das gilt für den Lehrer auf dem Katheder sogut wie für den Pfarrer auf der Kanzel. Selbst die scheinbar unschuldigen Konzessionen an das nun einmal Gewohnte kann ich hier nicht gelten lassen. Wenn ich zu der gegründeten Überzeugung gelangt bin, daß zum Beispiel der 103. Psalm nicht vom König David stammen kann, so bin ich ein Heuchler und Lügner, wenn ich dennoch in der Predigt von David als dem Verfasser rede, und derselben Heuchelei macht sich der Lehrer schuldig, der ausdrücklich der Tradition und Opportunität zuliebe für Tatsache erklärt, was nach seiner eigenen Überzeugung keine ist.

Hoffentlich brauche ich nicht erst zu versichern, daß ich damit nicht einem Hervorkehren oder gar Aufdrängen der Bibelkritik und ihrer Resultate um jeden Preis das Wort reden will. Niemandem kann eine derartige Popularisierungswut, wie sie sich oft auf dem Katheder und der Kanzel breit macht, widerwärtiger sein als mir. Vielmehr gehört es zu den Elementen pädagogischer Weisheit, daß Ort und Zeit und Anlaß sorgfältig zu erwägen ist, und daß es schon ein arger Stümper sein muß, der da antwortet, wo gar niemand gefragt hat, polemisiert, wo der Streitpunkt gar nicht verstanden wird, geschweige denn Interesse erregt. Aber durch alles das wird die königliche Wahrheit nicht aufgehoben: so gewiß du nicht zu jeder Zeit und an jedem Ort und jeden Hörer alles lehren darfst, was du glaubst und weißt, so gewiß darfst du nirgendwann und nirgendwo und niemanden etwas lehren, was du selbst nicht glaubst! Ohne=

1) In den sieben am 2. Oktober 1900 von den Freunden der Christlichen Welt zu Eisenach besprochenen Thesen über „Die Religion in der Schule" (Separatdruck Marb. 1900) handelt die dritte (von Prof. Paul Schwartzkopff) ausschließlich „über Wahrhaftigkeit und Vorsicht im evangelischen Religionsunterricht an den höheren Schulen".

dies ist ein Riß in deiner sittlichen Persönlichkeit unvermeidlich; das Bewußtsein der Heuchelei und Unwahrhaftigkeit muß als ein schwerer Bann auf dir lasten, und wie es dann um die innere Freudigkeit steht, mit der ein solcher Unterricht erteilt wird, und um den Segen, den er stiftet, das kann sich ein jeder leicht selbst ausmalen. Da ist im besten Fall nur noch eine Mietlingsarbeit möglich, die jahraus jahrein im selben Trott getan wird — von dem Herzenston, der wundersam Glauben und Überzeugung weckt, weil er aus Glauben und Überzeugung fließt, verspürt man nichts! Ja selbst, wenn es einer dahin brächte, diesen Herzenston zu simulieren, es würde ihm doch nichts helfen. Wie die Dinge jetzt stehen, ist es schon in Mittelschulen, geschweige denn in höheren Schulen ganz unmöglich, die Schüler von jedem kritischen Lüftchen abzusperren. Durch zahlreiche Kanäle, gesprochenes und gedrucktes Wort, werden ihnen Bruchstücke der neueren Bibelwissenschaft zugeführt. Nun beginnt ein Verwundern darüber, daß im Religionsunterricht über das, was allerorten von den Dächern verkündigt wird, tödliches Schweigen geherrscht hat. Dem Verwundern aber folgt die naheliegende weitere Erwägung: hat der Lehrer selbst von diesen Dingen nichts gewußt? Dann war er ein Ignorant und seines Amtes unwürdig. Oder hat er von ihnen gewußt und mit seiner richtigeren Erkenntnis hinter dem Berge gehalten? Dann war er ein Heuchler. Wie aber auch die Antwort ausfallen möge, mit dem Vertrauen zu einem solchen Lehrer, mit der Achtung vor ihm und der Liebe zu ihm, deren der Religionslehrer zu einem gesegneten Wirken nimmermehr entraten kann, wird es für immer vorbei sein.

Ich kann bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken, die sich mir seit Jahren immer aufs neue aufgedrängt hat. Es ist eine zweifellose Tatsache, daß wenigstens die jüngere seminaristisch vorgebildete Lehrerwelt zum großen Teile der Kirche und deren Organen feindselig gegenübersteht. Die Beifallsstürme, die jedes gegen die letzteren gerichtete Wort auf den Lehrerversammlungen zu entfesseln pflegt, sind dafür beredte Zeugen. In verständigen Theo-

logenkreisen (in unverständigen lautet die Beurteilung ganz anders!) pflegt man mit der Erklärung dieser Erscheinung meist schnell fertig zu sein. Es wirke hier, so sagt man, die einstige lange Bevormundung, ja Knechtung der Schule durch die Kirche nach. Dem Unwillen über diesen entwürdigenden Zustand werde noch heute durch die teilweise Fortdauer der geistlichen Schulinspektion neue Nahrung gegeben, — kein Wunder, daß sich zumal der junge Lehrer grundsätzlich gegen das ganze Institut auflehnt, das ihm noch immer den Verteidigungskampf für seine Würde und Selbständigkeit aufnötigt. Damit mag es zu einem guten Teil seine Richtigkeit haben. Aber den allerwesentlichsten Grund jener Mißstimmung erblicke ich in etwas anderem. Wie mir wiederholt versichert worden ist, wird die Bibelkunde auf den meisten Seminarien in wahrhaft antediluvianischer Weise betrieben. [1]) Die Vertreter der neueren Bibelwissenschaft und ihre Ergebnisse werden etwa nur erwähnt, um an ihnen als warnenden Exempeln zu demonstrieren, zu welchem Grade von Verworfenheit der Unglaube und die Zweifelsucht führen kann. Nun tritt der junge Mann aus dem Seminar ins Leben. Er lernt die Dinge, die er bisher nur mit geheimem Schauder in ganz dunklen Umrissen erblickt hat, etwas näher besehen. Aber nunmehr sieht er sie, wenn es ihm irgend um die redliche Erforschung der Wahrheit zu tun ist, in einem ganz anderen Lichte. Und wenn er nun an die Art und Weise denkt,

---

1) Natürlich wird es nicht an Ausnahmen fehlen. Dafür zeugen u. a. die wohlerwogenen Thesen von F. M. Schiele-Ilfeld „zum Religionsunterricht am Volksschullehrer-Seminar", Nr. IV der oben S. 42 erwähnten Eisenacher Thesen. Hier lautet der zweite Satz: „Es gibt nur eine richtige Bibelauslegung, das ist die historische." Auch dem Verfasser des trefflichen Buches „Der christliche Religionsunterricht im Lichte der modernen Theologie" (Leipzig 1900), Herm. Pfeifer, der meines Wissens seminaristisch vorgebildet ist, kann es schon im Unterricht nicht an entsprechender Anregung gefehlt haben. Wenn ich darin irre, muß ich um so mehr sagen: allen Respekt vor einem solchen gründlichen Sich-Einarbeiten in die ganze Materie. Und das Christentum des Verfassers hat dabei sichtlich keine Einbuße erlitten!

in der sie ihm früher gezeigt worden sind, so muß sich seiner ein tiefer Groll bemächtigen, daß sein Glaube und Vertrauen so schmählich gemißbraucht, — daß er betrogen worden ist. Solcher Groll verwindet sich schwer, um so schwerer, je größer zuvor das Vertrauen war, und hier liegt nach meiner Überzeugung die eigentliche Wurzel des Widerwillens, den ein so großer Teil der Lehrer gegen Kirche und Theologen hegt.[1])

Kehren wir nach dieser Abschweifung nochmals zur Beleuchtung der Opportunitätsgründe zurück, die man für die Fernhaltung der bibelwissenschaftlichen Ergebnisse vom Religionsunterricht ins Feld zu führen pflegt. Es werde so, sagt man, am besten der Verwirrung der Gemüter vorgebeugt, die durch das Aufeinanderplatzen der verschiedenen Standpunkte notwendig erfolgen müsse. Für die untere Stufe ist dies ohne weiteres zuzugeben; aber es wird sich später zeigen, daß für diese Gesichtspunkte maßgebend sind, durch die sie dem Bereich des Streites entrückt wird. Für die mittlere Stufe aber, geschweige gar für die höhere, gilt, daß das System des Verschweigens der Tatsachen aus Opportunitätsgründen nicht bloß, wie oben ausgeführt, sittlich verwerflich und überdies zwecklos, sondern auch positiv schädlich, ja für den religiösen Zustand unseres Volkes geradezu ver-

1) Wenn ein Rezensent von Buddes „Religion des Volkes Israel“ im Theol. Literaturblatt 1900, Nr. 34, Sp. 393 die Anklage erhebt: „Prof. Rothstein konnte es wagen, in die eines begründeten Urteils über diese kritischen Fragen unseres Erachtens gänzlich unfähige Volksschullehrerschaft eine Serie von Artikeln über die moderne Anschauung vom Alten Testament zu lancieren, welche, wie ich mich persönlich überzeugen durfte, eine heillose, gar nicht wieder gutzumachende Verwirrung bei Lesern der ‚neuen pädagogischen‘ hervorgebracht hat“ — so hat er seine Anklage sicherlich an eine falsche Adresse gerichtet. Wenn Lehrer, die selbst Religionsunterricht zu erteilen haben, durch die höchst maßvollen, von ausgesprochen positiv-christlicher Gesinnung und Hochachtung vor der Schrift erfüllten Artikel Prof. Rothsteins in „heillose Verwirrung“ geraten, so sind daran nicht die Artikel schuld, sondern die Art ihrer Vorbildung, die sie zum rechten Verstehen und Aufnehmen einfacher geschichtlicher Wahrheiten unfähig gemacht hat.

hängnisvoll ist. Die Tatsache, daß kein antireligiöses Machwerk so unwissend, so albern, so lästerlich ist, — ich erinnere nur an die sozialdemokratische „Bibel in der Westentasche" — das nicht unter den Halbwüchsigen, kaum von der Konfirmandenbank Entlassenen begeisterte Leser und unbedingte Gläubige fände: diese Tatsache ist nicht bloß aus der teuflischen Macht der Verführung, der angebornen Schlechtigkeit oder sonst einem Grunde zu erklären, sondern vor allem daraus, daß die Opfer der Verführung im Religionsunterricht nichts von dem erfahren haben, was sie wenigstens gegen die plumpe Verführung hätte feien können. Ein solches Feien und Festmachen ist dem rechten Religionsunterricht gar wohl möglich. Es steht damit ganz ähnlich wie mit der Schutzimpfung[1]): das, was an sich als Gift erscheint und tatsächlich Verderben wirken kann, das wird, zu rechter Zeit, am rechten Ort und von kundiger Hand dem Körper eingeflößt, zu einem sicheren Mittel, ihn für die Ansteckung durch dasselbe Gift unempfänglich zu machen. Der Vergleich bedarf keiner weiteren Ausführung. Aber anstatt nach diesem Fingerzeig, den uns die physische Natur gibt, zu verfahren, stößt man ein junges Menschenkind ohne Schutz- und Trutzmittel hinaus ins Leben, unbekümmert darum, daß es der Vergiftung so notwendig verfallen muß wie der Ungeimpfte, den man unter die Blatternkranken schickt, und dieses ganze Verfahren nennt man „opportun!"

Daß das System der Verschweigung auf der obersten Stufe einschließlich des Lehrerseminars größtenteils nutzlos ist, weil eine hermetische Absperrung von den Resultaten der Bibelwissenschaft auf die Dauer ja doch unmöglich ist, bedarf keines Beweises. Welche Nachwirkung das System bei den ehemaligen Seminaristen zu erzeugen pflegt, wurde oben bereits in anderem Zusammenhang ausgeführt. Mit den Zöglingen des Gymnasiums, die nach demselben

1) Obiges war schon niedergeschrieben, als mir Krügers Aufsatz in der Christlichen Welt, 1900, Nr. 34 zu Gesicht kam. Nach ihm soll die theologische Wissenschaft ihren Jüngern den Dienst des Giftes leisten, das gegen schwere Ansteckung immun macht.

Rezept „unterrichtet“, in Wahrheit unwissend gelassen worden sind, steht es aber um kein Haar anders. Dringt hinterher — fast immer geschieht es noch auf dem Gymnasium selbst — die scharfe Zugluft wissenschaftlicher Bibelbetrachtung auf sie ein, dann wirkt sie meist nicht bloß eine vorübergehende Erkältung, sondern einen hilflosen Zusammenbruch. Die Rückkehr zu dem naiven Kinderglauben ist unmöglich, eine Brücke zum gereiften Mannesglauben hat ihnen niemand geschlagen, und so werden sie denn leicht eine Beute der Schwätzer und Spötter und bleiben es ihr Leben lang. Was in dieser Beziehung in unseren Tagen möglich ist, wie herrlich weit wir es mit unserer „Bildung“ gebracht haben, dafür legt das 17. Kapitel von Häckels „Welträthseln“ ein ebenso tieftrauriges wie glänzendes Zeugnis ab. Daß ein deutscher Hochschullehrer ein so unsäglich schmutziges und blödsinniges Machwerk wie „Jehovas gesammelte Werke“ als das „ausgezeichnete Werk des gelehrten und scharfsinnigen Theologen Saladin“ bezeichnet und zur Grundlage eines von gröbster Unwissenheit und frechster Lästerung strotzenden Kapitels macht, das findet seine Erklärung nur darin, daß er nie eine religiöse Unterweisung gehabt haben kann, durch die ihm die Herkunft jenes „ausgezeichneten“ Werks aus der Gosse augenblicklich hätte klar sein müssen. Und daß sich nach der ruhmvollen Leistung Häckels noch Leute fanden, die den Versuch einer Entschuldigung oder gar Beschönigung machten, das ist nur ein weiterer Beweis, wie es mit der religiösen Erziehung auch auf den höchsten Bildungsstufen bestellt ist. Andernfalls würde man die Forderung gar nicht so unerhört finden dürfen, daß die deutsche Professorenschaft in vollster Entrüstung öffentlich jede Gesinnungsgemeinschaft mit einer solchen Art von „Wissenschaft“ ablehne. Aber das würde den meisten als eine kindische Zumutung erscheinen.[1])

---

1) Der Verfasser verbreitet seine „Wissenschaft“ vom Christentum nunmehr in einer „Volksausgabe“ der Welträthsel, von der bereits 27000 Exemplare gedruckt sind. In einem Anhang beantwortet er die vernichtende Kritik, die ihm Professor Loofs zu Halle in den vier Auflagen des „Anti-Häckel“ hat angedeihen lassen, damit, daß er seinen Gegner als orthodoxen

Es fehlt eben weiten Kreisen das Bewußtsein, was in dem fraglichen Falle eigentlich zur stärksten Entrüstung Anlaß gibt. Dieses Bewußtsein hätte ein rechter Religionsunterricht in ihnen erzeugen und ihnen zum dauernden Besitze mitgeben müssen. Ich weiß von Religionslehrern, die das bei allen ihren Schülern erreicht haben: welche Wege sie nachmals auch gegangen sind, die Überzeugung haben sie niemals abzustreifen vermocht, daß es die Schriftwissenschaft mit einem hochwichtigen und unter allen Umständen ehrwürdigen Stoffe zu tun hat. Damit soll selbstverständlich nicht das höchste Ziel genannt sein, dem die religiöse Unterweisung zuzustreben hat. Aber es ist schon ein Großes, wenn der Unterricht bei allen Schülern jene doppelte Anerkennung eines hochwichtigen und unbedingt ehrwürdigen Stoffs erzielt. Und die das erreicht haben, sind sicherlich weder „hartnäckige“, noch „schillernde“, noch „opportunistische“ Gegner der Schriftwissenschaft gewesen!

Warum unsere erste These einen Notstand in dem heutigen Betrieb des Religionsunterrichts behauptet, glauben wir oben zur Genüge dargetan zu haben. Aber gäbe es nicht ein viel einfacheres Mittel, den Notstand zu beseitigen, als die mühsame, mit einer ganzen Fülle von Schwierigkeiten verbundene Reform der Stoffbehandlung? Man beseitige den Stoff selbst, dann fallen die Schwierigkeiten seiner Behandlung ganz von selbst hinweg!

Natürlich habe ich hierbei lediglich die Streitfage im Auge, ob nicht das Alte Testament aus dem Unterrichtsstoff besser auszuscheiden

---

Eiferer zu verdächtigen sucht. Nach dieser Leistung vermag ich von dem oben ausgesprochenen Urteil, das manchen vielleicht allzuhart erschienen ist, kein Wort zurückzunehmen. Beim ersten Abdruck der Albernheiten über die vier kanonischen Evangelien, die anno 325 aus der Zahl von 40 auf den Altar hinaufhüpften, oder auch über die Jungfrau Maria, konnte er sich allenfalls noch mit seiner Unwissenheit entschuldigen. Daß er aber, nachdem ihm die letztere gründlich zu Gemüte geführt worden ist, die fraglichen Lästerungen immer aufs neue in zahllosen Exemplaren ins Volk wirft, zeigt einen Grad von Selbstverhärtung, der einem geradezu Grauen einflößt.

sei. Denn an eine Ausscheidung auch des Neuen Testaments könnte nur ein solcher denken, der überhaupt die Religion samt dem Religionsunterricht abschaffen wollte. Aber in betreff des Alten Testaments sind neuerdings Stimmen laut geworden, die durchaus den Anspruch erhoben, ernst genommen zu werden, so daß es im Rahmen unserer Ausführung nicht überflüssig sein dürfte, zu dieser Frage in Kürze Stellung zu nehmen.

Daß ich hierbei gänzlich von dem absehe, was in den letzten Jahren von Sozialdemokraten und Antisemiten gegen den Inhalt des Alten Testaments uud seine Verwendung im Unterricht vorgebracht worden ist, bedarf wohl keiner Rechtfertigung.[1]) Vieles, was mir von dieser Seite zu Gesicht gekommen ist, steht ganz auf demselben Niveau, wie das oben erwähnte „ausgezeichnete Werk des gelehrten und scharfsinnigen englischen Theologen Saladin“. Wir können es daher auf sich beruhen lassen, wenn im September 1899 auf dem fünften Parteitag der deutsch-sozialen Reformpartei zu Hamburg ein Redner „in Übereinstimmung mit ernstdenkenden Theologen“ die Ausscheidung des Alten Testaments aus dem Religionsunterricht wegen der von dorther drohenden Verjudung gefordert hat. Auf einen anderen Standpunkt stellt sich Katzer in „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus“ (Leipzig 1893), sowie in dem Aufsatz „Der christliche Religionsunterricht ohne das Alte Testament“ in den Jahrbüchern des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik, Jahrgang 1896. Die Verwendung des Alten Testaments im christlichen Religionsunterricht bedeutet nach dem Verfasser eine künstliche Zurückführung des Zöglings auf überwundene niedere

---

1) Mancherlei Belege hierzu, namentlich auch aus der „Bibel in der Westentasche. Ein kleines, aber gewichtiges Hilfsbüchlein, die Anmaßungen und Irrlehren der p. t. Geistlichkeit zurückzuweisen“, bietet der treffliche Aufsatz von Kamphausen „Über die Angriffe auf das Alte Testament“ in der „Deutschen Revue“, August und September 1900. Auch auf meinen Konferenzvortrag über „Die bleibende Bedeutung des Alten Testaments“ (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1902; 2. Aufl. 1903) gestatte ich mir an dieser Stelle hinzuweisen.

Kulturstufen. Diese Zurückführung ist aber erstlich unnötig, weil der, dem die vollkommenere Erkenntnis zu Gebote steht, nicht zugleich mit der unvollkommenen behelligt zu werden braucht, und zweitens ist sie positiv schädlich, weil sie den Blick verwirrt und eine unklare Vermischung der niederen und höheren Stufe begünstigt.

Die Zahl derer dürfte nicht gering sein, die diesen Ausführungen, sei es laut oder doch im stillen, beigepflichtet haben.[1]) Die Gegner Katzers aber haben vor allem seine unzutreffende Wertung des alttestamentlichen Erzählungsstoffs zu entkräften gesucht. Man hat darauf hingewiesen, daß nach einem anerkannten pädagogischen Techniker[2]) echte Jugenderzählungen fünferlei sein müßten: wahrhaft kindlich, sittlich bildend, lehrreich, von bleibendem Wert, einheitlich. Alle diese Eigenschaften kämen einer großen Zahl alttestamentlicher Erzählungen in einem Grade zu, daß das Recht ihrer Verwendung zweifellos sei, ihre Ausscheidung vielmehr einen unersetzlichen Verlust bedeuten würde.

Unter der Voraussetzung, daß die Auswahl und die Art der Verwendung mit dem pädagogischen Takt erfolgt, wie ihn besonders gebildete Mütter instinktiv zu üben pflegen, kann ich dem nur von Herzen beistimmen und halte es für eine grobe Verirrung, wenn man etwa gemeint hat, die Patriarchenerzählungen durch Robinsonaden oder auch durch Bilder aus der germanischen Urzeit ersetzen zu können. Aber die richtigere pädagogische Wertung der biblischen Erzählungen ist meines Erachtens nicht der letzte Grund, der ihre Beibehaltung unbedingt fordern würde. Der Hauptirrtum Katzers und seiner Anhänger liegt darin, daß sie die Bekanntschaft des höheren Standpunkts mit dem niederen für zwecklos und selbst schädlich erachten, während sie tatsächlich ersprießlich und unentbehrlich ist. Was von

1) Vgl. die durch Katzer veranlaßten Erörterungen in der Christlichen Welt, 1894, Nr. 5—7. 18. 22. 25. 32.

2) Willmann, in den „Pädagogischen Vorträgen“ [3] [Lpz. 1896], S. 19 (nach Meltzer, das Alte Testament im christlichen Religionsunterrichte [Gotha 1899], S. 28).

der Menschheit im ganzen gilt, daß sie erst auf einem langen und mühsamen Wege von den niederen Stufen der Kultur und Erkenntnis emporgehoben worden ist — so und nicht anders hat es die Erziehungsweisheit Gottes gewollt, — das vollzieht sich jahraus, jahrein auch an den Individuen, noch innerhalb der christlichen Kultur: durch die Befassung mit den Vorstufen werden sie allmählich zum vollen Verständnis und zur vollen Wertung der zuletzt erreichten Stufe emporgeführt. Es wäre seltsam, wenn das auf dem Boden der religiösen Unterweisung nicht gelten sollte, was auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichts noch immer als selbstverständliche Wahrheit gilt. Bei all den pädagogischen Experimenten, mit denen sich die neueste Zeit vergnügt hat, hielt man doch an der Überzeugung fest, daß die Fühlung mit der griechisch-römischen Bildungswelt, auf der unsere Kultur unwiderleglich zum größten Teile beruht, nach wie vor ganz unerläßlich sei. Ebensowenig kann aber von einer Entbehrlichkeit der religiösen Bildungswelt die Rede sein, aus der das Christentum, der andere Hauptfaktor unserer heutigen Kultur, hervorgewachsen ist. Dies könnte nur verkennen, wer keine Ahnung davon hätte, in welchem Grade unsere gesamte Vorstellungswelt mit Bildern und Anschauungen aus jenem Bereiche durchtränkt ist. Was ein gewaltsames Ignorieren des Zusammenhangs zwischen der zuletzt erreichten und den vorangegangenen Entwicklungsstufen zu bedeuten haben würde, das läßt sich noch an einem anderen Beispiele klarmachen. Wäre es denkbar, jemandem ein volles Verständnis von der Bedeutung, der Notwendigkeit und den Segnungen der Reformation zu eröffnen, ihn für eine freudige Erfassung und Werthaltung ihrer Güter zu gewinnen, ohne daß er zuvor durch die Räume der Geschichte hindurchgeführt worden wäre, die der Reformation vorangingen?[1]) Und die bessere Erkenntnis und Überzeugung, die er so

1) Vgl. hierzu die klassische Formel Schleiermachers in § 186 der „Kurzen Darstellung des theologischen Studiums“: „Wie nun der jedesmalige Zustand, aus welchem ein neuer Moment entwikkelt werden soll, nur aus der gesamten Vergangenheit zu begreifen ist, zunächst aber doch der letzten

gewinnt, ist noch immer nicht der letzte und höchste Zweck der den Vorstufen gewidmeten Unterweisung. Dieser liegt vielmehr in der Befähigung zur dereinstigen eigenen Mitarbeit des Unterwiesenen an der Vorbereitung einer weiteren, noch höheren Stufe. Sie herbeizuführen, liegt nicht in der Menschen Macht. Aber das ist ihnen möglich, durch Hinwegräumung des schon jetzt als unhaltbar Erkannten den Sieg der höheren Wahrheit anzubahnen. Dazu bedarf es freilich, daß die früheren Stufen im Lichte der wirklichen Tatsachen, nicht in dem einer irrenden Tradition dargestellt werden. Das letztere geschieht aber z. B. dann, wenn man die Entwickelungsgeschichte der alttestamentlichen Religion nicht auf Grund der klaren Aussagen der alten Geschichtsbücher und der Propheten, sondern der Geschichtsbetrachtung des Chronisten darstellt. Das heißt nichts anderes, als jede Möglichkeit eines wirklichen Verständnisses und damit auch einer wahrhaftigen religiösen Verwertung von vornherein ausschließen. Und daß dies noch immer und fast allerorten im Religionsunterricht geschieht, darin eben liegt der Notstand, den wir so bitter beklagen!

Zweite These.

Auf allen Stufen des Religionsunterrichts bis hinauf zur obersten ist die sogenannte biblische Kritik niemals Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck, sofern einerseits durch sie das Verständnis des Schriftinhalts im einzelnen, anderseits das Verständnis der Offenbarungsgeschichte im ganzen gefördert wird. Nach diesem Gesichtspunkt ist auf den verschiedenen Stufen des Unterrichts zu bemessen, in welchem Umfang von den Ergebnissen der Bibelwissenschaft Gebrauch zu machen ist.

---

epochemachenden Begebenheit angehört: so ist die richtige Anschauung von dieser, durch alle früheren Hauptrevolutionen nach Maßgabe ihres Zusammenhanges mit derselben deutlich gemacht, das erste Haupterfordernis."

Die prinzipiellen und zum Teil etwas summarischen Erörterungen zur ersten These konnten den Leser zu der Meinung verführen, als wolle ich einer schrankenlosen Überflutung des Religionsunterrichts auf allen seinen Stufen durch die Hereinziehung der Bibelwissenschaft das Wort reden. Wie weit ich von solcher Torheit entfernt bin, mag der Eingang zur zweiten These zeigen. Er verurteilt kurzer Hand jeden Gebrauch der Bibelwissenschaft, der etwa nur auf die Befriedigung des Vorwitzes, der Neugier oder auch der Eitelkeit des Lehrers, geschweige gar auf die Herabsetzung des Schriftinhalts ausgeht. Er fordert vielmehr von dem Lehrenden strengste Selbstzucht, gewissenhafteste Prüfung, ob die in der These angedeutete Notwendigkeit vorliegt. Diese Forderung ist mir persönlich so selbstverständlich, daß ich sie auch auf den akademischen Unterricht ausdehne. Wie oft habe ich es nicht auf dem Katheder mit Seufzen ausgesprochen, wie sehnlich ich die Zeit herbeiwünsche, wo man nicht mehr durch den unverständigen Protest der „Hartnäckigen“ und der „Schillernden“ gezwungen sein wird, einen langatmigen Beweis für die Differenzen innerhalb der verschiedenen Quellenschichten des Pentateuch zu führen. Und was mir auf dem akademischen Katheder widerwärtig ist, würde ich natürlich im Religionsunterricht, wo es irgend möglich wäre, vermeiden.

Dem Eingang der These wird kein Verständiger widersprechen. Wohl aber wird man Auskunft begehren, wo denn in concreto die Notwendigkeit eintritt, durch die Mittel der Wissenschaft das Schriftverständnis im einzelnen und das Verständnis der Offenbarungsgeschichte im ganzen zu fördern. Ich erfülle dieses Verlangen durch die Vorführung einiger Beispiele trotz der Schwierigkeit, die für mich daraus entsteht, daß ich dabei im stillen bereits voraussetzen muß, was ich erst in der vierten These näher auszuführen gedenke. Aber setzen wir für jetzt einmal den Fall: ich habe die Schöpfungsberichte zu behandeln, und zwar auf einer Stufe, auf der jedem halbwegs geweckten Schüler der Unterschied in der Reihenfolge der Schöpfungswerke in 1. Mose 1 und 2 sofort in die Augen springen muß. Meine

erste Pflicht ist da, mich jeder den Text vergewaltigenden Harmonistik zu enthalten, wie sie z. B. in Luthers Übersetzung von 1. Mose 2, 19 vorliegt („denn als Gott der Herr gemacht hatte“ anstatt „da bildete Jahwe“ usw.). Vielmehr habe ich zunächst unumwunden anzuerkennen, daß hier eben eine andere Aufeinanderfolge der Werke (Mensch — Tier) stattfinde, als im ersten Kapitel, wo der Mensch den Abschluß bildet. Eben diese Anerkennung aber gibt mir nun zugleich den Anlaß, ein Verständnis dafür zu erwecken, daß wir in den beiden Berichten zwei verschiedene Versuche vor uns haben, das Geheimnis der Weltentstehung wie des Ursprungs des Menschengeschlechts in bestimmten Bildern und Vorgängen vorstellig zu machen. Eine eigentliche Kenntnis von dem wirklichen Hergang könne niemand besitzen, da er von keinem menschlichen Auge geschaut worden sei, und da Gottes Offenbarung niemals auf die Mitteilung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, sondern auf die Mitteilung von Heilswahrheiten gerichtet gewesen sei. Aber etwas anderes habe Gott den von ihm erleuchteten frommen Männern verliehen, denen wir diese Erzählungen verdanken: daß sie in solchen Bildern von den Schöpfungsvorgängen redeten, daß sich ihr Bericht von selbst zu einer tiefsinnigen und ergreifenden Predigt von der Allmacht, Allweisheit und Allgüte des Schöpfers gestaltete. Wenn so der Boden für das Verständnis des einzelnen vorbereitet ist, dann gilt es an jedem der beiden Berichte zu zeigen, welche religiösen und Glaubenswahrheiten die besondere Anlage eines jeden, die Wahl der Bilder, der Ausdruck im einzelnen ins Licht stellen wollte. Bei einer solchen Behandlung der Texte — natürlich vorausgesetzt, daß sie in einer der betreffenden Stufe durchaus angemessenen Sprache erfolgt — wird jeder Anstoß des Schülers an der Verschiedenheit der Verfasser und selbst an den Differenzen im Bericht zu einem Nichts zusammenschrumpfen, anderseits aber eine wichtige und nachhaltige Wirkung gewonnen sein: daß der Schüler von Anfang an klar erkennt, wie bedeutungslos die Fragen der Quellenscheidung und der äußeren Einkleidung der Berichte sind gegenüber der Frage nach ihrem religiösen Gehalt. Wo

dieser in seiner ganzen Größe und Erbauungskraft dem Herzen des Schülers nahegebracht oder besser eingesenkt worden ist, da ist fortan ein Spott über die kindlichen physikalischen Voraussetzungen, die mangelnden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse unmöglich. Um diese Wirkung zu erzielen, hat die Tatsache verschiedener Quellenschichten im Pentateuch als „Mittel zum Zweck" herbeigezogen werden müssen. Dazu genügt aber schon die einfachste Erwähnung der Tatsache ohne eine breitspurige Erörterung der gelehrten Beweisgründe für die Tatsache oder gar der Zahl und Entstehungszeit der Quellen. So wenigstens auf der Mittelstufe, die ich bei obiger Ausführung zunächst allein im Auge hatte.

Aus guten Gründen kehre ich sodann nochmals zu dem oben S. 33 f. verwendeten Beispiel, der Doppelerzählung von dem Bekanntwerden Sauls mit David in 1. Sam. 16, 19 ff. und 17, 55, zurück. Eine Harmonistik ist angesichts des dürren Wortlauts der letzteren Stelle, wie bereits früher gezeigt, ganz unmöglich, so frühe sie auch schon (vgl. z. B. den handgreiflich jüngeren Zusatz 1. Sam. 17, 15) versucht worden ist. Wiederum vorausgesetzt nun, daß ich es mit Schülern zu tun habe, denen der flagrante Widerspruch zwischen 16, 21 und 17, 55—58 unmöglich entgehen kann, bleibt mir nur eine Wahl: ich habe unumwunden anzuerkennen, daß in den fraglichen Perikopen Berichte von verschiedenen Händen nebeneinander gestellt sind. Neben den einfachen, strenggeschichtlichen Bericht, den 1. Sam. 16, 15 ff. bietet, und dessen Fortsetzung sich noch in 17, 51 (wo David nach dem ursprünglichen Bericht offenbar als Kriegsmann sein eigenes Schwert zieht) und unwidersprechlich in V. 54 verrät, wo David auf einmal ein Zelt im Lager hat, tritt der andere, echt episch angelegte und ausgestaltete, der aus der Volksüberlieferung oder richtiger aus dem tiefsten Sinnen und Weben des Volksgemüts erzeugt war. Ihm däuchte es ein Geringes, daß der kampferprobte Waffenträger des Königs den philistäischen Riesen bestand; er tat damit nur, was seines Amtes, seine Pflicht war. Ganz anders, wenn der Hirtenknabe, der in einer Waffenrüstung

auch nicht einmal zu gehen vermochte (V. 39), im felsenfesten Vertrauen auf die Hilfe seines Gottes den ungleichen Kampf unternahm. Da gewinnen dann die Wahrheiten, die das Zwiegespräch und der Verlauf des Kampfes in V. 43 ff. einprägen will, noch eine ganz andere Bedeutung, als bei jener ersten Voraussetzung. Immerhin werden sie auch bei ihr keineswegs hinfällig. Zugleich aber gewinnen wir, wenn wir ihr Folge geben, ein Doppeltes. Wir bieten eine ehrliche, vollbefriedigende Erklärung, wie die tatsächlich einander widersprechenden Berichte entstanden, daß von einer absichtlichen Entstellung oder gar Fälschung der Geschichte gar keine Rede sein kann, sondern nur von einer unwillkürlichen Betätigung des religiösen Empfindens des Volkes, dem ein falschgedeutetes Faktum (der Gebrauch der Schleuder) zu einem sinnigen Mißverständnis Anlaß gab. Weiter aber vermag der Hinweis auf alles dieses in dem Schüler die wichtige Erkenntnis zu wecken, daß auch tatsächliche Widersprüche im Schriftinhalt noch lange kein Grund sind, die Glaubwürdigkeit und bona fides der Schrift im ganzen zu verdächtigen. Im Gegenteil: die Unbefangenheit, mit der die Redaktoren der biblischen Geschichtsbücher auch einander widersprechende Berichte zusammenstellen (vgl. in dieser Beziehung insbesondere auch 1. Sam. 8 und 10, 16 ff. mit 9, 1 ff.!), können nicht als ein Beweis für ihre Kritiklosigkeit, sondern nur für das redliche Bemühen gelten, die verschiedenen Überlieferungen und Auffassungen so, wie sie nun einmal lauteten, zu Worte kommen zu lassen. So wird auch hier der einfache Hinweis auf literargeschichtliche Tatsachen (die auf einer höheren Stufe des Unterrichts leicht durch analoge Erscheinungen der Profangeschichte erläutert werden können) ein „Mittel zu dem Zweck“, berechtigte Anstöße zu heben, das Schriftverständnis zu fördern, die Achtung vor der Schriftüberlieferung zu erhöhen.

Die Verwendung der sogen. Bibelkritik soll aber nach unserer zweiten These unter Umständen auch ein Mittel zu dem Zweck sein, das Verständnis der Offenbarungsgeschichte im ganzen zu fördern.

Zur Erläuterung wähle ich zwei Beispiele, die wohl geeignet sein dürften, das in der These Gemeinte in das rechte Licht zu stellen. Das eine betrifft die geschichtliche Entwickelung des Gottesbegriffs. Da gehört es auch zu den Überbleibseln einer den Tatbestand vergewaltigenden Schriftbetrachtung, wenn man den Frommen Israels, zum mindesten den biblischen Schriftstellern, unbedingten Monotheismus zuschreibt. Als Männer Gottes, als Träger der göttlichen Offenbarung — so argumentiert man — konnten sie in einem so wesentlichen Punkte, wie dem Glauben an einen Gott, nimmermehr irren. Die bloße Anerkennung der Existenz anderer Götter wäre schon ein Ansatz zu Götzendienst gewesen. Das ist eine Theorie, die durch den Tatbestand gründlich widerlegt wird. Dieser lehrt, daß die wirklich alten biblischen Quellenschriften nur den sogenannten relativen Monotheismus, besser Henotheismus, kennen, der für Israel nur die Verehrung seines Gottes, des Erlösers aus der ägyptischen Sklaverei, für zulässig erklärt, dabei aber die Existenz der anderen Volksgötter, eines Kamosch, Milkom u. a., ja sogar eine gelegentliche Machtentfaltung derselben auf ihrem Boden zum Verderben Israels unbestritten läßt. Es ist nun gar nicht abzusehen, was man der Würde und Bedeutung der heiligen Schrift mit der einfachen Anerkennung dieses Tatbestands vergeben sollte. Vielmehr ist er bei Behandlung von Stellen, wie z. B. 1. Sam. 26, 19, ausdrücklich zu konstatieren, zugleich aber auch die Belehrung daran zu knüpfen, daß es zwar hier und anderwärts der Weisheit Gottes gefallen hat, auch Irrtümer des Volksglaubens und zwar oft noch lange Zeit fortbestehen zu lassen, ohne daß solches mit seinem gesamten Heilsweg in Widerspruch steht. Wenn seine Stunde gekommen ist, schwindet der Irrtum wie der Nebel vor der Sonne, und zugleich wird dann offenbar, daß die höhere, wahre Erkenntnis nicht aus menschlichem Wähnen und Nachdenken geboren, nicht von Fleisch und Blut offenbart ist, sondern von Gott stammt. So in unserem Falle die Erkenntnis eines Jesaja, daß auch das gewaltige Assur nur ein willenloses Werkzeug ist in der Hand des Gottes Israels und sich so

wenig gegen ihn brüsten kann wie die Axt gegen den, der sie schwingt, wie die Säge gegen den, der sie zieht. Ich frage: befindet sich der Schüler, dem in solcher Weise das Verständnis eines aufwärts führenden Heilsweges Gottes, einer göttlichen Pädagogik eröffnet wird, mit seiner religiösen Erkenntnis nicht erheblich im Vorsprung gegenüber dem anderen, dem ich die Vorstellung zumute: der volle Monotheismus war vom ersten Anfang an geoffenbart und das Bekenntnis zu ihm somit eine Pflicht der Frommen. Nur haben auch sie diese Pflicht vielfach vergessen und bis auf Isaak jedenfalls immer nur den erstgebornen Sohn über sie unterrichtet; ohnedies könnten ja die anderen Söhne samt ihren Nachkommen nicht insgesamt dem Heidentume verfallen sein! Wer in dieser Auffassung (wie sie tatsächlich in der jüngsten Pentateuch-Quelle, dem streng monotheistischen Priesterkodex, vorausgesetzt scheint) den richtigen Maßstab für die Deutung der alten Quellen zu besitzen wähnt, mit dem wollen wir nicht streiten. Für uns gilt, daß der geschichtliche Entwickelungsgang nur aus den alten Quellen zu erlernen und auch nur auf dieser Grundlage religiös fruchtbar zu machen ist.

Ein anderes Beispiel entnehmen wir dem Bereich der prophetischen Literatur. Es betrifft die Stellung der Propheten zum Opfer, über die wir schon oben in der Anmerkung zu S. 38 bemerkt haben, daß sie heutzutage nicht mehr eine Streitfrage genannt werden könne. Wenn ich einer Altersstufe, welche die zum Verständnis der Propheten erforderliche Reife besitzt, das prachtvolle Eingangskapitel des Jesajabuchs erkläre, so habe ich die Pflicht, zu V. 11 ff. auf die wahre Meinung des Propheten Jesaja — und überhaupt aller wahrhaften Gottespropheten — über das Opfer nachdrücklich hinzuweisen. Ich habe zu zeigen, daß sie bereits auf eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit drangen, in Demut und Gehorsam und der Barmherzigkeit gegen Witwen und Waisen den schönsten Gottesdienst erblickten, daß sich aber das Volk zu der Propheten Zeit in seiner großen Masse unfähig gezeigt hat, die Gottesgedanken zu verstehen und darnach zu tun, daß es daher

des Zuchtmeisters bedurfte, der es auf Schritt und Tritt gängelte, unaufhörlich daran erinnerte, daß es einem strengen Willen unterworfen sei, ohne Unterlaß der Buße und Sühne bedürfe. Indem ich diese, dem Tatbestand entsprechende Stellung der Propheten zum sogenannten Zerimonialgesetz lehre (daß sie es noch nicht als ein von Gott stammendes und daher unverbrüchlich zu haltendes kannten), folge ich einfach den Fußstapfen des Apostels Paulus, der uns gelehrt hat, das Zerimonialgesetz als das nach den Verheißungen eingeführte Zuchtmittel für das noch immer unmündige Volk zu erkennen. Nur so wird es dann völlig verständlich, daß die Predigt des Herrn über das Zerimonialgesetz hinweg auf den Kern der prophetischen Predigt zurückgreift: die Zeit der Mündigkeit ist angebrochen, der Zuchtmeister entbehrlich.

Abermals sind es literargeschichtliche Tatsachen gewesen, die uns den wirklichen Entwickelungsgang der Offenbarungsreligion aufgezeigt haben. Wer diese Tatsachen auf Grund der jüngsten, erst im Priesterkodex und der Chronik enthaltenen Voraussetzungen ignoriert und demgemäß eine Verbindlichkeit des Zerimonialgesetzes für die Propheten voraussetzt, der sollte sich doch einmal ordentlich klar machen, was er damit eigentlich Gott und seinem Heilsweg aufbürdet. Dann fällt die Geburt des Volkes zusammen mit der Aufstellung eines Gesetzes, das unter Voraussetzung des subtilsten, streng monotheistischen Gottesbegriffs das Wesen der Religion in einer Fülle verwickelter, auf der feinsten Symbolik beruhender kultischer Handlungen erblicken lehrt. Freilich ist dieses Gesetz zunächst nur eine ideale Größe: nirgends zeigt sich in den alten Quellen eine greifbare Spur der Bekanntschaft mit ihm, vielmehr wimmeln die Handlungen der Volksführer, der sogenannten Richter, wie der Könige und Priester, am Maßstab des Priesterkodex gemessen, von groben Gesetzwidrigkeiten. Das Schlimmste aber ist, daß auch die Propheten, von denen man doch unbedingt ein eifriges Wachen über den verbrieften Gotteswillen erwarten sollte, vielfach mit einer solchen Geringschätzung von der Notwendigkeit und dem Wert der kultischen

Handlungen reden [1]), daß man sie unter Voraussetzung ihrer Bekanntschaft mit einem uranfänglich von Gott verliehenen Zerimonialgesetz geradezu der Lästerung beschuldigen müßte. Das alles ist so ungeheuerlich, daß man sehr wohl begreifen kann, warum die Anhänger der Tradition von jeher alles daran gesetzt haben, den oben aus dem Tatbestand gezogenen Folgerungen zu entgehen. Mit den mancherlei Gesetzwidrigkeiten der Richterzeit findet man sich so ab, daß man sich auf die Not der Zeit beruft, in der „ein jeglicher tat, was ihn recht däuchte". Die inkorrekte Handlungsweise der Könige wird auf unberechtigte Anmaßung zurückgeführt, und den Propheten wird nicht gestattet, das gesagt und gemeint zu haben, was sie tatsächlich sagen und meinen. Wenn es Hosea als ein Wort Gottes ohne jede Einschränkung verkündigt: „Denn an Liebe habe ich Wohlgefallen und nicht an Schlachtopfern, an Gotteserkenntnis und nicht an Brandopfern!" so soll damit ausgedrückt sein: „an Schlachtopfern und Brandopfern habe ich zwar auch Wohlgefallen, aber eben so großen Wert lege ich auf Liebe und Gotteserkenntnis." Ja, Reuß behält recht: Die Tortur ist sonst überall abgeschafft, nur in der Exegese nicht!

Die Forderung, daß die Ergebnisse der Bibelwissenschaft im Religionsunterricht als ein Mittel zu dem Zwecke verwendet werden, ein Verständnis für den tatsächlichen Werdegang der Offenbarungsreligion zu eröffnen, hat aber zugleich auch eine eminente praktische Bedeutung. Wie soll jemals eine mündige Gemeinde herangebildet werden, die mit Interesse und Verständnis einer geschichtlichen Auffassung und Entfaltung des Schriftinhalts folgt, die nach der Milch endlich einmal auch feste Speise verlangt und verträgt, wenn die Schule alles tut, ihr solches unmöglich zu machen! Natürlich wird man sofort mit dem Einwand bei der Hand sein: die Gemeinde ist weder mit einer geschichtlichen noch sonst welcher „Auffassung" zu

---

1) Man vergleiche nochmals aufmerksam die oben S. 38, Anm., aufgeführten Stellen!

behelligen, sondern durch das lautere Gotteswort zu erbauen und nur zu erbauen! Ja wohl, genau dasselbe wollen wir auch. Aber wir lassen uns das Taschenspielerkunststück nicht gefallen, durch welches die vermittelst exegetischer Tortur gewonnene Deutung des Gottesworts oder auch allerlei Menschenmeinungen über das Gotteswort mit dem lauteren Gotteswort selbst vereinerleit werden. „Geschichtliche Auffassung“ bedeutet nichts anderes als Ermittelung und Darstellung des wirklichen Heilswegs Gottes, und nur diese Darstellung kann im höheren Sinne des Wortes „erbauen“, weil sie sich eben an das Wirkliche hält, das Gott getan und gewollt hat, nicht an die Meinungen, die sich eine späte Periode über den korrekten Verlauf des göttlichen Heilswegs gebildet hat.[1])

Eher ließe sich nun der Einwand hören, daß man bei dem allergrößten Teil der Gemeinde ja doch auf ein wirkliches Verständnis der „geschichtlichen Auffassung“ werde verzichten müssen. Denn die letztere erfordere schließlich doch einen Bildungsgrad, der immer nur bei wenigen vorausgesetzt werden könne. Ich könnte antworten, daß genau dasselbe gegenwärtig auch gegenüber der traditionellen Schriftbehandlung der Fall sein dürfte. Ich könnte weiter antworten, daß das Verzweifeln an dem Verständnis der großen Menge kein Recht dazu gibt, den Mündigen und Suchenden durch das Hangenbleiben an unhaltbaren Traditionen ein Ärgernis zu geben, ganz besonders, wenn solches gegen eignes besseres Wissen geschieht. Aber ich weiß schließlich noch eine ganz andere Antwort. Wo und wie oft hat man denn schon die Probe gemacht, wie weit das Verständnis unserer

---

1) Eine überaus ansprechende Darlegung der Bedeutung des geschichtlich erklärten Alten Testaments für die Gemeinde bietet H. Schultz in „Das Alte Testament und die evangelische Gemeinde“ (Hefte zur „Christlichen Welt“ Nr. 7), Leipzig 1893. Vgl. z. B. S. 11: „Goldglanz der Ewigkeit verklärt dem Christen die Bilder des Alten Bundes und der Eindruck ihrer Zeitlichkeit hat keine Macht mehr, zu stören .... Die rechte Erkenntnis soll auch hier nicht ärmer, sondern reicher machen und eine bessere Gerechtigkeit bringen als die alte, die nicht mehr gelten kann.“

Gemeinden reiche, wenn ihnen nur erst eine Ahnung von der Bedeutung und Wichtigkeit des Stoffes aufgegangen ist? Wo man ernsthaft und von berufener Seite die Probe gemacht hat, da ist sie sicher über Erwarten günstig ausgefallen.[1]) Das wird von Cheynes Jeremiapredigten, wie von Smith' Jesajapredigten in England bezeugt, und bei Kittels fünf Jesajapredigten wird es nicht anders gewesen sein. Das Achselzucken über die Verständnislosigkeit der Menge soll wohl häufig nur die Indolenz rechtfertigen, mit der wir die Dinge im alten Gleis weiter gehen lassen. Ein Bruch mit dieser Indolenz könnte uns leicht eines anderen belehren. Als Professor Kaftan vor Jahren (in Basel) seine Predigten über „Das Evangelium des Apostels Paulus" hielt (gleichsam als Illustration zu seiner „Predigt des Evangeliums im modernen Geistesleben"), da war es erstaunlich, mit welcher Spannung die dichtgescharte Gemeinde aus allen Ständen den wahrlich nicht leichten Ausführungen folgte. Auch eine eigne Erfahrung aus jüngster Zeit kann ich mir nicht versagen hier mitzuteilen. Die Mitglieder des evangelischen Arbeitervereins in einer hiesigen Gemeinde hatten sich mit dem „Gesetz Moses" beschäftigt. Wie es nicht anders sein konnte, hatten sie den Eindruck gewonnen, daß man da gleichsam vor einem Dickicht stehe, in dem es ganz an gebahnten Pfaden fehle. Das Vielerlei, das plötzliche Abspringen des Gesetzgebers zu anderem, so wie die öfteren Wiederholungen hatten sie verwirrt und schließlich zu dem dringenden Wunsche geführt, sich von einem Fachmann eine Wegleitung geben zu lassen. Ich versuchte diese Aufgabe so zu lösen, daß ich ihnen ohne irgend ein Wort der Polemik gegen die traditionelle Herleitung des ganzen Pentateuchs von Mose die drei Gruppen (Bundesbuch, deuteronomisches Gesetz, Priesterkodex) möglichst scharf umrissen vor Augen stellte, Entstehungszeit und Anlaß einer jeden in großen Zügen auseinandersetzte und dann vor allem begreiflich machte, wie eine jede

---

1) Über neueste Erfahrungen auf diesem Gebiet vergl. im Vorwort S. 31.

gerade an ihrer Stelle ihren Beruf erfüllt, dem Heilswege Gottes gedient habe. Auch hier war ich überrascht über die gespannte Aufmerksamkeit, mit der man der Darlegung folgte, wie über das Verständnis, das sich nachher in den von verschiedenen Seiten gestellten Fragen kundgab. Ist es dann unerhört, wenn man schon an den Religionsunterricht die Forderung stellt, daß auch er an seinem Teil mithelfe zur Heranbildung einer mündigen Gemeinde? Daß die Bedeutung dieser Forderung noch immer so wenig erkannt wird, hat seinen tiefsten Grund doch nur in dem traurigen Wahn, Advokatenarbeit und Verkleisterungskunst liefere eine bessere Apologie des Schriftinhalts, als die, die aus der Wahrheit ist. Und doch hat allezeit nur die Wahrheit eine befreiende und heilende, emporhebende, glaubenstärkende Kraft!

Dritte These.

Die Gefahr einer Verwirrung der Gemüter oder gar eines Ärgernisses schwindet in dem Maße, als die Unterweisung von einer christlichen Persönlichkeit ausgeht, welche die wahren Glaubensinteressen von irgend welchen kritischen Ergebnissen unberührt weiß, und bei der kein Zweifel bestehen kann, daß es ihr nicht um das Zerstören, sondern um das Erbauen zu tun ist. Und weiter in dem Maße, als zwischen Tatsachen und Hypothesen unterschieden wird. Letzteres ergibt von selbst die Notwendigkeit, daß der Unterweisende das Feld bis zu einem gewissen Grade wirklich selbständig beherrscht.

Mag man es selbstverständlich nennen, was diese dritte These ausspricht, überflüssig ist es jedenfalls nicht. Es ist eine ernste Verwahrung gegen die immer wieder versuchte Unterstellung, als ob die Verwertung der Literarkritik und überhaupt der neueren Bibelwissenschaft nie aus etwas anderem als der Lust am Zerstören des

überlieferten Glaubens entspringe. Daß es solchen schnöden Mißbrauch der Wissenschaft geben könne, wird niemand leugnen wollen. Wer ihn verschuldet, der hat seinen Lohn dahin und wird dereinst strenge Rechenschaft geben müssen. Aber jeden Anhänger der geschichtlichen Schriftbetrachtung für jede Ungeschicklichkeit, Taktlosigkeit oder gar Frivolität verantwortlich machen, die irgendwer unter der Firma der Wissenschaft begangen hat, das gehört auch zu der Kampfesweise, die wir seit Jahren gewohnt sind, allezeit aber als ein grobes Unrecht empfunden haben. Demgegenüber sprechen wir es als unsere volle Überzeugung aus: es ist sehr wohl möglich, in heiligem Ernst, echter Salbung, begeistert und begeisternd eine wahrhaft geschichtliche Schriftauffassung im Unterricht zur Geltung zu bringen. Ein solcher Lehrer hält sich nicht bei langatmiger Polemik gegen die irrige Überlieferung auf, sondern setzt auf dem kürzesten Wege das Richtige an ihre Stelle. Er verletzt nicht vorhandenen Glauben, sondern führt unmerklich mit weiser Hand zu geläutertem, bewußterem Glauben ohne Glaubensverluste hinüber. Er ermüdet nicht durch übermäßiges, geschweige gar unsicheres Detail, sondern stellt überall die großen, keinem Zweifel unterliegenden Tatsachen in den Vordergrund. Und vor allem: er läßt es an jedem seiner Worte spüren, daß es ihm ein heiliges Anliegen sei, nichts als die Wahrheit zu suchen und die erkannte zu verkündigen, niemals aber sie einem noch so blinkenden Schein oder noch so verführerischen Vorurteil zu opfern. Dafür wird ihm aber auch ein Vertrauen, eine Hingabe der Herzen zu teil werden, die sich durch nichts erschüttern lassen und von vornherein eine Schädigung des religiösen Lebens ausschließen. Und wenn ja irgend welcher Mißgriff — etwa durch falsche Wertung des Reifegrades der Schüler — erfolgen sollte, so wäre er sicher das kleinere Übel im Vergleich mit dem Wirken eines Mietlings, der korrekt und vorschriftsmäßig, aber ohne Freudigkeit und wahrhaften persönlichen Anteil seinen Stoff abhaspelt: er hat wohl auch davon gehört, daß es noch eine andere Behandlung gebe, als die ihm gewohnte; aber er hat ein ganz richtiges Gefühl dafür, daß sie nichts

für ihn sei. Denn sie fordert persönliche Anstrengung, sittliche Selbstentscheidung und hat überdies leicht Streit und Anfechtung zur Folge. Da tröstet er sich denn mit der Gewißheit: ich mache es ja doch nicht aus, worum sie sich so grimmig streiten! und läßt alles hübsch beim alten. Wie oft mag eine solche Stellung zum Stoff — die Frucht einer vergeudeten Jugend und Lehrzeit — an der vielbeklagten Erfolglosigkeit des Religionsunterrichtes schuld sein!

Aber muß nicht auch der beste Wille vor der Forderung erschrecken, die am Schluß unserer These ausgesprochen ist? „Zwischen Tatsachen und Hypothesen unterscheiden, das Feld — wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade — selbständig beherrschen“, wer anders vermag dies als der Fachmann, der die Beschäftigung damit zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat? Wer auch nur einigen Einblick in den jetzigen Stand der Pentateuchkritik oder der Evangelienforschung gewonnen hat, muß es dem nicht bei der Zumutung eigener, selbständiger Beurteilung angst und bange werden? Es gehört mit zu den Lieblingsargumenten unserer Gegner, diese Frage mit dem kräftigsten Ja zu beantworten und daraus sogleich den Schluß zu ziehen, daß den Religionslehrer die ganze Sache, über die er ja doch niemals selbständig urteilen könne, überhaupt nichts angehe.

In Wahrheit steht es aber einfach so: das, was den Eindruck des überaus Verwickelten und Schwierigen hervorruft, das sind eben die Hypothesen, und sie mag der Religionslehrer, der nicht zur Weiterführung der Wissenschaft berufen ist, getrost beiseite lassen. Natürlich wird man mir sofort mit dem Einwand kommen: aber darum dreht sich ja eben der ganze Streit, bis wohin die Tatsachen reichen und wo die Hypothesen anfangen? Behauptet etwa Rupprecht nicht auch, daß er sich in seinem „wissenschaftlichen Handbuch der Einleitung ins Alte Testament“ strengstens auf dem Boden der Tatsachen bewege? Ich antworte: diese Frage könnte gar nicht aufgeworfen werden, wenn die Vorbildung unserer Religionslehrer überall, auf der Universität wie im Lehrerseminar, durch solche Männer

erfolgte, die mit dem Charakter einer wahrhaft christlichen Persönlichkeit zugleich volle Sachkunde in betreff der bibelwissenschaftlichen Streitfragen verbänden. Solchen könnte es nicht schwer werden, zunächst das Allernotwendigste und Allerwichtigste zu erreichen: daß der Lernende eine klare Vorstellung und Anschauung von den unter allen Umständen vorliegenden Problemen gewinne. Dazu bedarf es keines großen Apparats, keines verwirrenden Details, keiner Einführung in einen Hypothesenwald, in dem man baldigst Weg und Steg verliert, sondern der geschickten Auswahl einiger weniger, aber ein für allemal durchschlagender Tatsachen. Der Hörer muß zu der unumstößlichen Gewißheit gelangen: diesem Tatbestand gegenüber ist jeder Versuch einer Verschleierung und Verdrehung verlorene Mühe, vielmehr bleibt nur eine Schlußfolgerung möglich. Von den so gewonnenen festen Punkten aus erfolgt nun das Eindringen ins einzelne; eine sichere Erkenntnis schließt sich an die andere und stützt die andere, bis sich schließlich jene Art von Gesamtüberblick einstellt, der auf der Vertrautheit mit den einzelnen Teilen beruht. Und wo irgend der Gesamtüberblick auf dem geschilderten Wege zustande gekommen ist, da hat sich ganz von selbst auch das feine Gefühl für den Unterschied von Tatsachen und Hypothesen herausgebildet. Wer die Umrisse und Höhe der einzelnen Berge genau kennen gelernt hat, der läuft nicht Gefahr, bei der Betrachtung der ganzen Bergkette Wolken für Berge oder Berge für Wolken zu halten. Mit dem feinen Gefühl für jene Unterscheidung wird aber auch die echte Demut und Bescheidenheit, die sich allezeit des Stückhaften unseres Wissens bewußt ist, Hand in Hand gehen.

Daß auch die beste Schulung gewissenhafte Fortarbeit und weitere Vertiefung nicht ausschließt, versteht sich von selbst. Aber sie wird auch dem recht Geschulten nicht eine Last, sondern eine Lust sein. Die Methode, durch die er selbst zum sicheren Ziel gebracht worden ist, wird ihm mutatis mutandis auch bei seiner Unterweisung der Jugend maßgebend sein und dieselben Früchte tragen. Die Klage über unüberwindliche Schwierigkeiten, unerfüllbare Forderungen

würden so von selbst verstummen. Sie gehen auch vorwiegend von solchen aus, die entweder die Gelegenheit zur rechten Vorbildung durch eigene Schuld versäumt haben, oder denen sie nie geboten war. Die Zahl derer, von denen das eine oder das andere gilt, dürfte sehr groß sein; daher eben der Notstand, von dem in der ersten These die Rede war. Die Schwierigkeit wächst noch dadurch, daß der Examinator, dem die Erteilung der Lehrbefugnis zusteht, hier noch weniger als bei anderen Fächern im voraus wissen kann, ob die zum Religionsunterricht erforderlichen besonderen pädagogischen und Gemütseigenschaften vorhanden sind: auf evangelischem Boden kann man in Kandidatenprüfungen immer nur auf Kenntnisse, nicht auf den Glauben und die innerste religiöse Herzensstellung prüfen. Die Erforschung der Kenntnisse endet freilich auch nur zu oft mit einem schweren Seufzer darüber, daß man trotz aller Mängel doch die Lehrbefugnis nicht vorenthalten darf. Denn das in Preußen geltende Regulativ für die Oberlehrerprüfungen begnügt sich für die untere Stufe mit dem Nachweis einer Vorbildung, die von einer wirklichen theologischen Vor- und Durchbildung weit entfernt ist. Häufig wird sie in kürzester Frist aus fragwürdigen Kompendien und zwar auch von solchen gewonnen, die durchaus noch eines Flickfachs bedurften, um die vorgeschriebene Zahl der Fächer zu erfüllen. Welcher Segen von dem Religionsunterricht eines solchen ausgehen wird, mag sich jeder selbst ausmalen. Daß es mit der Vorbildung und dem inneren Beruf vieler Seminarzöglinge nicht anders steht, kann man sich leicht vorstellen. Freilich wüßte ich auch hier nicht zu sagen, wie angesichts des drohenden Lehrermangels und der Unmöglichkeit einer Abtrennung der Religionsstunden von den übrigen Lehrfächern Abhilfe geschafft werden soll. Sie kann höchstens von den Beteiligten selbst ausgehen. Wenn darum diese Zeilen einem solchen zu Gesichte kommen sollten, der sich der Unzulänglichkeit seiner Ausrüstung bewußt ist, mögen sie ihm gründlich das Gewissen schärfen, damit er endlich auf alle faulen Ausflüchte verzichten lernt und aus aller Kraft das von ihm selbst oder von anderen an ihm Versäumte

nachholt. Wie immer wird der Anfang nicht leicht sein, aber — „den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen!“

Vierte These.

Die untere Stufe, also in der Hauptsache die gesamte Volksschule, kann einer direkten Hereinziehung der Bibelkritik so gut wie völlig entraten, dagegen nicht einer Verwertung ihrer Ergebnisse. Letztere erfolgt in betreff des Alten Testaments, abgesehen von den Patriarchen-Erzählungen,

1. durch die Auswahl derjenigen geschichtlichen Abschnitte, die auf Grund der alten Quellen über den wirklichen Geschichtsverlauf berichten;

2. durch die Ausscheidung dessen, was erst der theologischen Reflexion und Theorie der späteren Quellen angehört;

3. durch eine solche Beleuchtung des religiösen Inhalts, die so viel als möglich sowohl in betreff des Gottesbegriffs, wie der Ethik und der universellen Bestimmung der Religion die Ergänzungsbedürftigkeit und den lediglich vorbereitenden Charakter der alttestamentlichen Offenbarungsstufe erkennen lehrt.

Wer den prinzipiellen Erörterungen in und zu These 1—3 aufmerksam gefolgt ist, hat sich damit ein Recht zu der Frage erworben, wie nun die Nutzanwendung von alledem in concreto auf den verschiedenen Stufen des Religionsunterrichts zu denken sei. Ich will versuchen, diese Frage nach bestem Wissen und Gewissen zu beantworten:[1]) einen ausführlichen Lehrplan wird niemand

1) Gegenüber dem naheliegenden Einwand, daß der Verfasser als Universitätslehrer über Schulfragen doch nur wie der Blinde von der Farbe reden könne, bemerke ich, daß ich seiner Zeit jahrelang den Religionsunterricht in den unteren Klassen, sodann auch in der obersten eines Gym-

an dieser Stelle erwarten, und er würde überdies dem nichts nützen, der den oben aufgestellten Anforderungen noch nicht zu genügen vermöchte. Wohl aber hoffen wir wiederum durch die Begründung einiger allgemeiner Gesichtspunkte zur rechten Nutzanwendung anzuleiten.

Wenn ich mich bei der Erörterung des Religionsunterrichts in der Volksschule wesentlich auf das Alte Testament beschränke, so hat dies seinen Grund nicht bloß darin, daß ich mich hier auf dem Boden meines engeren Fachs bewege, sondern darin, daß sich hier die Schwierigkeiten am stärksten fühlbar machen, ganz anders als auf dem Boden des Neuen Testaments.

Die Ablehnung jeder direkten Hereinziehung der Kritik in den Unterricht bedeutet natürlich den Rat, daß sich der Lehrer eines jeden direkten Kritisierens, Widerlegens und damit Herabsetzens des Überlieferten zu enthalten habe. Auf der untersten Stufe, wo von einem Bedürfnis nach irgendwelcher kritischen Beleuchtung so wenig die Rede sein kann wie von einem Verständnis für eine solche, wird die Versuchung dazu ganz von selbst wegfallen. Hier soll der Stoff in schlichtester Form dargeboten werden und, nur mit den allernötigsten Erklärungen versehen, möglichst durch sich selbst wirken. Anders schon auf der mittleren Stufe des Volksschulunterrichts, wo allerlei Fragen aufsteigen und mehr oder weniger bewußt eine Antwort verlangen. Hier ist nun fürs erste zwischen der Behandlung der Urgeschichte samt den Patriarchen-Erzählungen[1]) und der der eigentlichen Geschichte zu scheiden. In betreff der erstgenannten Stoffe ist m. E. für den Lehrer, der wahrhaftig sein will, schon auf der Mittelstufe der Volksschule ein erstes Bekanntmachen des Schülers mit dem Wesen des Mythus und der Sage unvermeidlich. Wohl-

nasiums — wie ich meine, mit offenen Augen und nicht ohne die Frucht vielseitiger Erfahrung — erteilt habe.

1) Für diese einschließlich der übrigen Erzählungen aus dem Pentateuch und Josua gilt, wie P. Staude „über die praktische Bedeutung der alttestamentlichen Quellenschriften" (Langens. 1900) mit Recht betont, daß sich die Auswahl vor allem an die jahwistische Quelle halten müsse.

gemerkt, ohne daß dabei auch nur einmal der Name „Sage“, geschweige gar „Mythus“ zu fallen braucht! Das wäre jene direkte Hereinziehung der Kritik, die wir im Eingang der These durchaus abgelehnt haben. Aber man kann den Namen ganz wohl beiseite lassen und doch der Sache nach Gebühr zu ihrem Rechte verhelfen. Dies wird immer am besten dadurch geschehen, daß man unermüdlich die religiösen und sittlichen Wahrheiten, zu denen die Erzählung den äußeren Rahmen liefert, in den Vordergrund rückt und so die Erkenntnis erweckt, daß diesem Rahmen im Vergleich mit seinem Inhalt nur sekundäre Bedeutung zukommt. Von der Kosmogonie war in anderem Zusammenhang schon oben (S. 53f.) die Rede, und das dort Ausgeführte hat auch hier seine Geltung. Ganz besonders gilt aber von der Sündenfall-Geschichte, daß die äußere Einkleidung nur Mittel zum Zweck ist (nach meiner festen Überzeugung will es auch der Erzähler selbst gar nicht anders angesehen haben!) und daß somit auch die religiöse Verwertung von diesem Gesichtspunkt auszugehen hat. Wer es versteht, im Spiegelbilde dieser Erzählung dem heranreifenden Kinde das innerste Wesen seiner eigenen Sünde zum Bewußtsein zu bringen, es einen erschreckten Blick in die Tücke des Menschenherzens tun zu lassen, der wird nimmermehr einen Anstoß erregen, wenn er die Erzählung selbst als ein Mittel bezeichnet, dessen sich gotterleuchtete Männer zur Einprägung tiefer Glaubenswahrheiten bedient haben. Jedenfalls wird er so der Absicht des Erzählers — und diese dürfte doch die Hauptsache sein — eher gerecht, als wenn er ausführlich die Möglichkeit des Redens der Schlange begründet.

In betreff der Patriarchen-Erzählungen mag die Bemerkung genügen, daß auch hier jede Behandlung von Übel ist, die sich beständig mit dem Erweis der Möglichkeit und Tatsächlichkeit der einzelnen Erzählungen abquält, anstatt vielmehr den religiösen Inhalt aus allen Kräften nutzbar zu machen. Diese Eindrücke bleiben dem Schüler auch für das spätere Leben und zwar auch dann, wenn er unterdes dazu gelangt sein sollte, an mancherlei Zügen der äußeren

Einkleidung starken Anstoß zu nehmen. Er hat gelernt, daß der religiöse und sittliche Kern und die Einkleidung zwei verschiedene Dinge sind, und so ist er z. B. gegen die übliche grobe Verunglimpfung der Patriarchenerzählungen von antisemitischer Seite ganz anders gewappnet als ein solcher, den man gelehrt hat, überall nur strenge Geschichte zu erblicken.

Hinsichtlich der Vorschläge, die sich auf eine zweckentsprechende Behandlung der „biblischen Geschichte" im engeren Sinn, d. h. der wirklichen Geschichte des Volkes Israel beziehen, bin ich im voraus auf den schärfsten Widerspruch gefaßt. Sehr kühl läßt mich natürlich der Einspruch solcher, die um selbsterfundener Theorieen willen überhaupt keinerlei Verkürzung des Schriftinhalts dulden wollen. Der oben S. 38 von uns zitierte Verfasser der Aufsätze über „Das Alte Testament und die christliche Kirche" hat auch über diesen Punkt ein klassisches Votum abgegeben (Allgem. luther. KZ. 1900, Nr. 17): „Wir können uns mit einer Auswahl in keiner Form befreunden: denn die Bibel selbst ist eine von Gott veranstaltete Auswahl zur völligen Erfassung der Wahrheit; die Bibel in ihrer gewaltigen Breviloquenz verträgt weder Kamm noch Schere." So die Theorie. Wenn ich aber dann, um das erste beste Beispiel zu nennen, in 2. Mos. 25—31 die Anweisung zur Anfertigung der Stiftshütte und Kap. 35—40 den vielfach wörtlich übereinstimmenden Bericht über die Ausführung lese, oder wenn ich gar 4. Mos. 7, 12—88 aufschlage, dann kann mich geradezu ein heiliger Zorn ergreifen über die Leichtfertigkeit, mit der man Theorieen wie die obigen ersinnt und dann Gott selbst für sie verantwortlich macht. Das heißt in meinen Augen nichts anderes, als zur Lästerung Gottes Anlaß geben!

Sehr wohl läßt sich dagegen ein anderer Einwand hören: daß die Auswahl vielfach nur sehr schwer zu treffen sein dürfte, da man über den Grad der Urkundlichkeit einer Erzählung verschiedener Meinung sein könne. Das ist richtig, und es läßt sich daher ein absoluter, für alle geltender Maßstab nicht aufstellen. Immerhin ist es auch nicht so gemeint, daß jedem einzelnen die Entscheidung

zugemutet werden sollte. Die meisten werden sich gern einer von wahrhaft kundiger Hand getroffenen und angeordneten Auswahl bedienen, zumal wenn sie durch eine behördliche Autorität gedeckt sein sollte.[1]) Etwas anderes müßte man dabei allerdings notwendig mit in Kauf nehmen: daß gewisse Perikopen außer Betracht fielen, die eines religiösen Gehalts durchaus nicht ermangeln. Ich denke dabei an Beispiele wie die Erzählung von der Salbung Davids 1. Sam. 16. Es muß zugestanden werden, daß der Verzicht auf den herrlichen Ausspruch in V. 7 einen wirklichen Verlust bedeutet. Aber dies

1) Anfänge dazu sind ja längst gemacht und mit wachsendem Erfolg bis in die neueste Zeit fortgesetzt worden; von amtlicher Seite in dem „Bibl. Lesebuch für die evang. Schulen Württembergs" (Stuttg. 1898); von privater Seite in der Bremer Schulbibel sowie in der Glarner Familienbibel, über deren außerordentlichen Erfolg Pfarrer Joh. Schmidt (Glarus 1900) berichtet hat; ferner in H. Meltzers „Alttestam. Lesebuch für den Schulgebrauch" (Dresden 1890), das „der Jugend im Bibelwort einen geschlossenen Gang der alttestam. Heilsgeschichte darbieten will, dabei möglichst die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft einflechtend und den Urtext, wo es nötig ist, richtiger wiedergebend"; in Rich. Pfeiffers „Das A. T. für das christl. Haus ausgew. u. übersetzt" (Erl. 1900), endlich in Völker und Strack, „Bibl. Lesebuch" (7. Aufl., Gera 1897), sowie in der sorgfältigen Neubearbeitung des (zuerst 1841 von Otto Schulz herausgegebenen, seit der 12. Aufl. [1879] von G. A. Klix erweiterten) Biblischen Lesebuchs von Paul Müllensiefen (78. Aufl., Berlin 1902). — Speziell über die Propheten handelt Hugo Grosse, „Die Propheten des A. T. im christl. Religionsunterricht" (S. A. aus „Die Mädchenschule" XIII, 7. 8), Bonn 1900. Vergl. weiter die unten auf S. 96 angeführte Literatur. Zu der unendlich viel verhandelten Frage, ob für die alttestam. Unterweisung in der Schule die Vollbibel oder „Bibl. Geschichte, Schulbibel oder alttestam. Lesebuch" zu brauchen sei (unter letzterem Titel orientiert über diese Frage eingehend H. Meltzer in den „Pädagog. Studien" 1899, 2), muß ich mich hier mit einem Votum zu Gunsten der Schulbibel begnügen, und zwar einer solchen, die sich in der äußeren Einrichtung, auch der Kapitel- und Verszählung, genau an die Vollbibel hält, event. auch von den nicht aufgenommenen Perikopen den Inhalt angibt, z. B. von 2. Mos. 25—31 einfach: „Anweisung zur Anfertigung der Stiftshütte, der heil. Kleider und Geräte."

ändert nichts an der Tatsache, daß die fragliche Erzählung einen sehr jungen Midrasch[1]) darstellt, dessen Inhalt dem Erzähler von 17, 28; 2. Sam. 2, 4 und 5, 3 sichtlich noch unbekannt war. In anderen Fällen wird die Verwendung bestimmter Perikopen im Unterricht aus guten Gründen unentbehrlich erscheinen, aber nur unter gleichzeitiger Verwertung literarkritischer Ergebnisse durchführbar sein. So in der oben S. 12. 17f. 33. 55f. besprochenen Erzählung vom Goliathskampf angesichts ihrer Differenzen mit 1. Sam. 16, 18ff.

Bei der weiteren Forderung einer „Ausscheidung dessen, was erst der theologischen Reflexion und Theorie der späteren Quellen" angehört, ist in erster Linie an die meisten geschichtlichen Partien des sogenannten Priesterkodex gedacht. Diese Erzählungen haben für den, der sie richtig zu deuten weiß, großenteils ein hohes Interesse, sei es archäologischer oder religionsgeschichtlicher Natur. In jedem Fall aber ist es ein spezifisch theologisches, nicht ein allgemein religiöses Interesse und fällt somit wenigstens noch für die Mittelstufe außer Betracht. So ist der Bericht über die Auswahl der Priester- und Levitenstädte in Josua 21 dem Kundigen wohl verständlich als eine Theorie, die einen der Grundgedanken des Priesterkodex „Jahwe ist Herr alles Raums, wie er anderseits Herr aller Zeit, aller Personen und alles Eigentums ist", in ein Faktum umsetzt. Es genügte noch nicht, das Eigentumsrecht Gottes an dem ganzen Land durch die Weihe eines schlechthin ihm geheiligten Bereichs zum Ausdruck zu bringen. Es bedurfte noch der Ergänzung durch die Theorie, daß ihm auch von dem übrigen Land ein Abhub gebühre, so gut wie von den Schlachtopfern und den Früchten des Landes. Er besteht eben in den 48 Städten mit den zugehörigen Weidetriften, welche die Priester und Leviten wie jede andere Hebe an Gottes Statt in Empfang nehmen sollen. Eine praktische Ausführung dieser Anordnung war schon dadurch ausgeschlossen, daß ein großer Teil der aufgezählten Städte zur Zeit der Abfassung von

1) Vgl. dazu unten S. 87f.

Jos. 21 gar nicht mehr in den Händen der jüdischen Gemeinde war, nicht minder aber auch dadurch, daß die fraglichen Städte z. T. so dicht nebeneinanderliegen, daß sich die Weidetriften zum Teile decken. Ich möchte nun wissen, ob jemand, der diesen Sachverhalt klar erkannt hat, noch im Ernst darauf dringen könnte, daß die genannte Perikope im Unterricht ja nicht übergangen werde. Es ist eben Theorie, deren wirklicher religiöser Gehalt nur auf einem Umweg, der für den Jugendunterricht außer Betracht fällt, verständlich gemacht werden kann. Dasselbe gilt aber von einer ganzen Anzahl anderer Perikopen des Priesterkodex, deren Vorführung und Erklärung noch heute einen breiten Raum einzunehmen pflegt, während man sich doch ehrlicherweise eingestehen müßte, daß z. B. den Anweisungen über die Anfertigung der sogenannten Stiftshütte in 2. Mose 26 oder die Lagerordnung der Stämme (4. Mose 2) oder die Amtsverrichtungen der Leviten ein wirkliches religiöses Interesse nicht entnommen werden kann. Hält sich jemand an die buchstäbliche Geschichtlichkeit aller dieser Berichte, so hat er wenigstens das Recht, von einem archäologischen Interesse zu reden, und niemand wird es ihm verargen, wenn er sich alle in der lutherischen Übersetzung genannten Stoffe, wenn auch mit einigen Surrogaten, verschafft und aus ihnen ein naturgetreues Modell der Stiftshütte anfertigt, wie dies wiederholt mit nicht geringer Mühe geschehen ist. Aber die feine Symbolik, die der Einteilung des heiligen Raums in der Stiftshütte tatsächlich zugrunde liegt, ist doch erst der Gliederung des salomonischen Tempels entlehnt und kann füglich bei seiner Besprechung erläutert werden. Die alte Überlieferung über die sogenannte Stiftshütte ist 2. Mos. 33, 7 ff. (leider mit verstümmeltem Eingang) zu lesen; durch sie wird die jüngere nicht bloß überflüssig, sondern geradezu ausgeschlossen.

Die These fordert endlich „eine solche Beleuchtung des religiösen Inhalts, die so viel als möglich die Ergänzungsbedürftigkeit und den lediglich vorbereitenden Charakter der alttestamentlichen Offenbarungsstufe erkennen lehrt". Dieser Forderung sind oben (S. 56 ff.)

bereits die Ausführungen zur zweiten These gewidmet. Dort handelte es sich um den Nachweis, daß die Verwertung der sogenannten Bibelkritik nur Mittel zum Zweck sein dürfe, und zwar auch zu dem Zweck, das Verständnis der Offenbarungsgeschichte im ganzen zu fördern. Hier, zur vierten These, betonen wir noch besonders, daß die Beleuchtung des Stoffs vor allem auf die richtige Bestimmung des Verhältnisses der beiden Testamente ausgehen soll. Ich erblicke darin eines der wesentlichsten Stücke der religiösen Unterweisung. Auch hier soll durchaus nicht einer systematischen Feststellung und Formulierung das Wort geredet sein, sondern einer solchen Behandlung, durch die sich eine zutreffende, geschichtliche Anschauung vom Alten Testament und der wahren Bedeutung des Neuen Testaments unwillkürlich und ganz von selbst aufbaut. Es gilt einen völligen Bruch mit der scholastischen Deutung des „novum testamentum in vetere latet“. Wenn auch heutzutage niemand mehr versuchen wird, die Beweisstellen für alle christlichen Dogmen auch aus dem Alten Testament herauszuzwingen, wie dies ehedem selbst für die subtilsten christologischen Dogmen geleistet worden ist, in der Praxis wirken doch noch immer Vorstellungen fort, die lediglich im Boden des mechanischen Inspirationsglaubens wurzeln und nur auf ihm einen Sinn haben. Man meint den Trägern der göttlichen Offenbarung im Alten Bunde etwas zu vergeben, wenn man ihnen nicht ein vollkommenes Maß religiöser und sittlicher Erkenntnis zutraut, und ebenso den Frommen des Alten Bundes, wenn man sie nicht in der Hauptsache für korrekte Christen hält. Was ihnen unbestritten dazu noch fehlt, das haben sie ja wenigstens in der Form der Ahnung, nämlich als einen Bestandteil ihrer messianischen Hoffnung, besessen. Nun wird kein Kundiger die alttestamentlichen Ansätze zur höchsten und reinsten Gottesvorstellung wie zu einer wahrhaft evangelischen Sittlichkeit[1]) in Abrede stellen, — so wenig wie die

1) Man vergleiche z. B., abgesehen von zahlreichen Prophetenstellen, das 31. Kapitel des Buches Hiob!

hohe Bedeutung der messianischen Erwartung. Bei alledem ist es doch von größter Wichtigkeit, dem Schüler nachdrücklich die Schranken zum Bewußtsein zu bringen, die auch den geläutertsten alttestamentlichen Gottesbegriff samt der höchsten Stufe alttestamentlicher Sittlichkeit von der neutestamentlichen Vollendung trennen. Nur so ist es möglich, das Evangelium von Gott als dem Vater aller Menschen, von Jesu Christo als der einzigartigen persönlichen Offenbarung dieses Gottes, aber auch das Evangelium von der alles verleugnenden Hingabe der eignen Person als der Krone christlicher Sittlichkeit in das wahre, hellste Licht zu rücken. Als gottgewollte Vorstufe zu diesem Ziel betrachtet, bereitet dann alle Unvollkommenheit und Einseitigkeit der alttestamentlichen Religion keinerlei Anstoß mehr; auch das Gesetz erhält seine durchaus verständliche Stelle als der „Zuchtmeister auf Christum". Der Rückblick auf die für den Christen überwundene Zeit der Vorbereitung erzeugt von selbst das hohe, freudige und dankbare Gefühl, nicht mehr dem Dienst des Buchstabens, sondern dem Gesetz der Freiheit unterworfen zu sein. Solches Gefühl, solchen Glauben in dem Schüler zu erwecken, das heißt zugleich recht belehren und wahrhaft erbauen! Für den Unterricht in der biblischen Geschichte des Neuen Testaments kommt von obigen drei Punkten nur der erste in Betracht. Aber auch hier, in der Auswahl des Stoffs, sind die Schwierigkeiten unendlich viel geringer als auf dem Boden des Alten Testaments. Und wo sich infolge der Differenzen in den Parallelerzählungen Schwierigkeiten einstellen, können sie so wenig wie beim Alten Testament durch eine faule Harmonistik, sondern nur durch eine solche Auswahl überwunden werden, die eine Harmonistik überflüssig macht. Wo dies nicht möglich ist, kann schon auf der unteren Stufe durch Beispiele aus dem Leben und der Geschichte ein Verständnis dafür erweckt werden, daß die Entstehung voneinander abweichender Berichte über die Einzelheiten wichtiger Ereignisse geradezu unvermeidlich ist und durchaus keinen Schluß auf die Wahrheitsliebe und Genauigkeit der Erzähler gestattet. Diese Art der Betrachtung wird dem Schüler

auch im späteren Leben manchen Anstoß geringfügig erscheinen lassen, der unter der Voraussetzung einer mechanischen Inspiration des Schriftwortes schlechthin unüberwindlich bleibt.

Fünfte These.

Auf der mittleren Stufe, d. h. etwa in den mittleren Gymnasialklassen und den entsprechenden Klassen anderer Anstalten mit Einschluß der unteren Seminarklassen, kann bereits eine unumwundene Darlegung des Tatbestands, unter anderem auch eine Unterweisung über das Wesen des Mythus und der Sage stattfinden, natürlich immer mit sorgfältiger Berücksichtigung des in These II ausgesprochenen Kanons und des bei den Schülern vorauszusetzenden Verständnisses.

Der Verfasser ist bei dieser These auf scharfen Widerspruch auch von solchen gefaßt, die über das gute Recht der Bibelwissenschaft im allgemeinen mit ihm einig sind. Aber „eine unumwundene Darlegung des Tatbestands“ und vollends „eine Unterweisung über das Wesen des Mythus und der Sage“ dünkt sie für diese Stufe viel zu früh; dazu sei auch später noch reichlich Zeit. Ja wohl, wenn alle die, um die es sich hier handelt, dem Lehrer auch auf einer weiteren, höheren Stufe des Unterrichts zur Verfügung ständen, dann würde ich obiges Bedenken sofort als berechtigt anerkennen. Aber so steht es eben nicht. Sehr viele treten eben von dieser Stufe hinaus ins Leben. Die Bildung, die sie erworben haben, gestattet durchaus nicht, sie zu den geistig Unmündigen zu zählen. Vielmehr sind auch sie zum guten Teil berufen, in mancherlei Beamtungen eine führende Stellung einzunehmen. Die Angriffe, die ihrem Glauben drohen, sind großenteils dieselben, die auch dem höher Gebildeten leicht gefährlich werden. Wie will man es da verantworten, daß man sie ins Leben treten läßt, ohne ihnen nach

Kräften zu der Reife und Mündigkeit auch in religiösen Fragen verholfen zu haben, die sie nicht dem ersten besten Schwätzer zum Opfer fallen läßt?

Daß hierbei ebenso volle Sachkenntnis wie feinster Takt und in allererster Linie wiederum die durchgebildete christliche Persönlichkeit des Lehrers unumgängliche Voraussetzung ist, versteht sich von selbst. Keineswegs aber ist die in der These ausgesprochene Forderung so gemeint, daß der Schüler mit einer Fülle von kritischen Einzelheiten oder gar einer vollständigen „Quellenscheidung" behelligt werden soll. Einer solchen Albernheit wird mich niemand für fähig halten, der den guten Willen hat, sich noch des Inhalts der zweiten These zu erinnern: die sogenannte biblische Kritik soll nie etwas anderes sein als Mittel zum Zweck. Das wird sie nicht durch eine maßlose Hereinziehung, sondern nur durch eine weise Auswahl absolut beweiskräftiger Tatsachen. Der letzte Zweck ist aber auch hier nicht eine Zerstörung, sondern ganz im Gegenteil eine Läuterung und Befestigung des recht verstandenen Bibelglaubens, der freilich etwas ganz anderes ist als der Buchstabenglaube in irgendwelcher Form. Immer kommt ja die Aufgabe des Lehrers darauf hinaus, daß er die unleugbare Heterogenität des Überlieferungsstoffs wahrhaft verstehen lehrt und eben dadurch den Anstoß an ihr beseitigt, so daß der über alle Unvollkommenheit und zeitgeschichtlichen Schranken erhabene, ewige Geltung beanspruchende Offenbarungsgehalt in um so hellerem Glanze strahlt. Es gilt zu zeigen, wie die scheinbar heterogenen Gestaltungen, z. B. in den verschiedenen Schichten des Pentateuch, aus wechselnden, jedesmal aber zu ihrer Zeit vollberechtigten Bedürfnissen entstanden, wie sie bei aller Verschiedenheit doch auf dem gleichen Grunde ruhen und demselben göttlichen Zwecke dienten, und wie die Späteren[1]) eben daraus die Be-

1) Aber eben erst die Späteren, was man nicht nachdrücklich genug betonen kann. Im Kontext des sogen. Bundesbuchs oder des Jahwisten und Elohisten findet sich keine Spur, daß sich die Verfasser mit Mose identifizieren wollten, und auch beim Deuteronomiker ist die Einkleidung mehr als durchsichtig!

rechtigung schöpften, den gesamten Stoff auf den einen großen Namen zurückzuführen, dem eine unauslöschliche Erinnerung nicht nur die Befreiung aus der ägyptischen Sklaverei und die machtvolle Verkündigung Jahwes als des alleinigen Gottes Israels, sondern auch die Grundlegung der Rechtssatzungen und der kultischen Ordnungen in Israel zuschrieb. Trotz alledem aber ließ man in der Fortführung seines Werkes volle Freiheit walten. „Was würde Mose anordnen, wenn er jetzt Leben und Kultus neu zu regeln hätte?“ Auf diese Frage suchen die verschiedenen Gesetzbücher je nach der Zeitlage eine praktische Antwort zu geben. Sie lautet beim Deuteronomiker anders als im Bundesbuch, und wiederum ganz anders im Priesterkodex. Immer aber waren die Urheber dieser Gesetzbücher voll überzeugt, nur zu fordern, was zum wahren Heil des Volkes diente und darum Gott wohlgefällig sein mußte. Wie überall in der Welt erzeugte das Leben und praktische Bedürfnis die Gesetze, nicht umgekehrt. Die Vorschrift (5. Mos. 22, 8), auf dem Dach des neuerbauten Hauses das Geländer nicht zu vergessen, wird nicht in der Wüste inmitten eines Zeltlagers zu Papier gebracht, sondern inmitten einer städtischen Bevölkerung, die in diesem Punkte schon traurige Erfahrungen gemacht hat. Wer nun mit dem Hinweis auf so einfache Wahrheiten den gesamten Prozeß der alttestamentlichen Gesetzgebung recht verstehen lehrt, dürfte ihrer Würde und Bedeutung ganz anders gerecht werden, als wer einen und denselben Mose an der einen Stelle gestatten läßt, was er an der anderen streng verbietet.[1])

Was die Propheten anlangt, deren landesübliche Vernachlässigung endlich wohl einer besseren Praxis weichen wird, sind auf der mittleren Stufe literarkritische Bemerkungen auf das absolut Notwendige zu beschränken. Den Deuterojesaja kann niemand wahrhaft fruchtbar machen, der ihn nicht in der Zeit reden läßt, der er wirklich angehört. Hier ist also ein Hinweis auf den (zweifellos un-

---

1) Vgl. z. B. 2. Mos. 20, 24 f., die Voraussetzung zahlreicher Opferstätten, mit 5. Mos. 12, 13 ff., der Beschränkung auf eine einzige.

beabsichtigten) Irrtum, der zur Herleitung der anonymen Sti von dem unmittelbar vorhergehenden Propheten führte, unerläßl

Bei der Erklärung der Evangelien werden die Andeutung die schon für die untere Stufe nicht ganz zu entbehren waren, einer ausdrücklichen Erörterung zu erweitern sein. Natürlich ist au hier eine Beschränkung auf die unmittelbar beweiskräftigen Ta sachen dringend geboten. Was man auch zur Lösung des sogenannt synoptischen Problems an Scharfsinn noch aufbieten mag, imm wird man zuletzt verschiedene Überlieferungsherde voraussetzen müsse an denen sich eine bestimmte Überlieferungsform der Herren-Wort und -Taten auf Grund der Autorität von Aposteln oder Apostel schülern verfestigte und schließlich auch einen schriftlichen Niederschlag fand. Gesellt sich hierzu noch eine elementare Anleitung zum Verständnis des besonderen Standpunkts und Zwecks eines jeden Evangeliums, der die Auswahl und die Gruppierung des Stoffs verständlich macht, so wird fortan das Interesse des Schülers in ganz anderer Weise als vorher geweckt und jeder etwaige Anstoß an den Differenzen der Überlieferung ausgeschlossen sein.

Sechste These.

Auf der obersten Stufe (Obergymnasium &c., oberes Seminar) gesellt sich zu der vertieften Mitteilung des Tatbestands die Einführung in diejenigen allgemeinen Gesichtspunkte, ohne deren richtige Erfassung ein vollbewußtes Verständnis und Beurteilen des Tatbestands unmöglich ist. Zu diesen Gesichtspunkten gehören vor allem drei spezifische Charakteristika der alttestamentlichen Literatur: ihre so gut wie ausschließlich religiöse Tendenz, der Mangel des Begriffs „literarisches Eigentum“ und die frühzeitig anhebende Bedeutung der Haggada und des Midrasch.

Unter der „vertieften Mitteilung des Tatbestands“ verstehe ich hier ein kurzes Eingehen auf die wichtigsten Einzelheiten der

Geschichte, wie der Ergebnisse der sogen. Literarkritik. So ist gegenüber der üblichen Verdächtigung der Ergebnisse als „nagelneuer Fündlein" der Hinweis nicht überflüssig, daß die Ansätze zur Pentateuchkritik bis in die Zeiten der alten Kirche zurückreichen, und daß sie sich jedesmal wieder regte, sobald jemand den Tatsachen etwas schärfer in die Augen sah. Wenn Luther in den Tischreden fragte: „Was täte es, wenn auch Mose den Pentateuch nicht selbst geschrieben hätte?" so irrt man wohl nicht in der Annahme, daß ihm zum mindesten starke Bedenken gegen die Richtigkeit der Überlieferung aufgestiegen waren.[1])

Ebenso förderlich dürfte die Mitteilung sein, daß die moderne Pentateuchkritik 1753 von einem eifrigen Katholiken, dem französischen Arzt Astruc, auf Grund einer zufälligen Entdeckung (des Wechsels der Gottesnamen im 1. Buch Mose) begründet worden ist, aber ohne Leugnung der Abfassung des Buchs durch Mose. Die letztere wurde auch auf deutschem Boden anfangs festgehalten. Dieser Tatbestand ist vollständig ausreichend zu einem gerechten Urteil über das Unterfangen Hengstenbergs, wenn er im Eingang seiner „Authentie des Pentateuches" 60 Seiten darauf verwendet, die „Ursachen der Opposition gegen den Pentateuch" lediglich aus dem „Hang des Zeitalters zum Naturalismus, der in der Entfremdung von Gott wurzelt", herzuleiten.

Zu den literarkritischen Einzelheiten rechne ich auf dieser Stufe unter anderen auch die Benennung und kurze Charakteristik der verschiedenen Quellenschriften des Pentateuch, sowie den allgemeinen Nachweis, wie den drei Hauptschichten ebensolche in den meisten übrigen Geschichtsbüchern entsprechen. Diese Dinge pflegen geweckte Schüler in hohem Maße zu interessieren, besonders, wenn die Mitteilung durch geschickt ausgewählte Proben unterstützt wird. Für das

1) Andere Proben einer freien Stellung Luthers in literarkritischen Fragen s. bei Diestel, Gesch. des A. T. in der christl. Kirche, S. 250; desgl. bei Doerne, Die Ergebnisse der neueren alttest. Forschungen und ihre Bed. für die Kirche, Lpz. 1894 (Hefte zur Christl. Welt Nr. 15), S. 33.

Neue Testament käme hier z. B. der Hinweis auf die Frage nach den sogenannten Wirstücken der Apostelgeschichte in Betracht.

Ganz besonderes Gewicht aber lege ich auf die drei in der These genannten Gesichtspunkte zur Erzielung eines voll bewußten Verständnisses des Tatbestands. Wie der Wortlaut zeigt, beziehen sich die drei Punkte ausschließlich auf das Alte Testament; für dieses bedeuten sie aber auch das Fundament einer wahrhaften, allen Einwänden gewachsenen Apologie.

Mit der Betonung der so gut wie ausschließlich religiösen Tendenz fällt mit einem Schlage jeder Anspruch an das Alte Testament, daß es etwas zu bieten oder zu verantworten habe, was außerhalb des religiösen Gebiets liegt. Man kann es ja verstehen, wenn sich jahraus, jahrein redliche Seelen, besonders in England und Amerika, damit abquälen, die Übereinstimmung des Schöpfungsberichts mit naturwissenschaftlichen Tatsachen bald in „realer", bald in „idealer Konkordanz" nachzuweisen. Anderseits wird man aber auch ein tiefes Bedauern nicht unterdrücken können über ein so völlig nutzloses und gegenstandsloses Beginnen. Die heilige Schrift hat mit naturwissenschaftlichen Aufschlüssen nichts, schlechterdings nichts zu tun, und erst wenn diese Wahrheit rückhaltlos anerkannt und alle Konsequenzen davon gezogen sein werden, wird jedem Angriff und jedem Spott von Seite der Naturwissenschaften das Wasser abgegraben sein.

Der Warnung, daß man nicht von der Bibel verlangen soll, was sie gar nicht bieten will, muß man aber auch bei einem guten Teile des Geschichtsstoffs eingedenk sein. Gewiß werden in den Büchern der Richter, Samuelis und der Könige eine Menge historischer Notizen mitgeteilt, die urkundliches Gepräge tragen und auf volle Glaubwürdigkeit Anspruch haben. Aber man kann nicht behaupten, daß die Akribie in profanhistorischen Fragen ein Hauptanliegen, geschweige denn das einzige Anliegen der biblischen Erzähler gewesen sei. Erstlich konnte man die ausführlich erzählte äußere Geschichte damals noch anderwärts haben. Daher die be-

ständigen Verweise unserer Königsbücher auf das sogen. große Königsbuch; daher aber auch die außerordentliche Knappheit der Mitteilungen, sobald nicht spezifisch religiöse Interessen ins Spiel kommen. Von einem Herrscher, wie Omri von Israel, dessen Tatkraft und Tapferkeit tiefe Spuren in der außerisraelitischen Überlieferung hinterlassen hat, wird (1. Kön. 16, 24) ein einziges Faktum berichtet. Dagegen werden die Erzählungen ausführlich und anschaulich, sobald sich religiöses Interesse mit ihnen verbindet. Nur ist auch hier die Vorstellung fernzuhalten, als ob die Erzähler in der Bearbeitung des überlieferten Stoffs jemals auf die kritische Ermittelung des streng Tatsächlichen ausgegangen wären. Vielmehr verbinden sie gern parallele Berichte zu einem Ganzen und bevorzugen offenbar die Fassung, die sich als die religiös fruchtbarere und eindringlichere erweist. In welchem Maße sie dies als ihr gutes Recht betrachteten, dafür liefern Tatsachen, wie die Nebeneinanderstellung von 1. Sam. 8. 10, 17 ff. einerseits und 9, 1 — 10, 16 anderseits einen unumstößlichen Beweis. Meint man etwa, der Verfasser oder Einordner der erstgenannten Perikopen sei so gedankenlos gewesen, daß ihm die totale Verschiedenheit des Standpunkts der Beurteilung und sogar der Berichterstattung selbst entgangen wäre? Das ist einfach unmöglich, und es bleibt somit nur die Annahme: er war weit entfernt, die alte Überlieferung zu unterdrücken oder auch nur umzumodeln. Enthielt doch auch sie gar schöne und religiös überaus fruchtbare Momente. Aber der andere Standpunkt einer erfahrungsreichen späteren Zeit hatte auch sein gutes Recht, und so gibt man ihm unbedenklich einen kräftigen Ausdruck, nicht etwa bloß in den Reden der handelnden Personen, sondern auch in der Vorführung der Fakta selbst. Daß uns ein derartiges Verfahren sehr befremdlich erscheinen muß, leugne ich keinen Augenblick. Aber die Lösung der Schwierigkeit kann nimmermehr darin bestehen, daß wir der Wahrheit zum Trotz behaupten, es finde gar kein solches Verfahren statt, sondern nur darin, daß wir den falschen Maßstab der Beurteilung, den wir anzulegen

gewohnt sind, durch einen richtigen ersetzen. Die Konsequenz des falschen Maßstabs war, daß man sich bei allen Differenzen zwischen dem biblischen und einem etwaigen Profanbericht immer ohne weiteres zugunsten des ersteren entschied. Verdiente doch das Wort Gottes selbstverständlich mehr Glauben als „die Bulletins der götzendienerischen assyrischen Könige". Wer dagegen gelernt hat, den richtigen Maßstab anzulegen, den wird es keinen Augenblick in seiner religiösen Wertung der Bibel stören, wenn die gewissenhafte Prüfung des gesamten Überlieferungsstoffs in irgend welcher Äußerlichkeit einmal den Keilinschriften recht geben sollte gegen den biblischen Bericht.

Als ein zweites, für die Beurteilung überaus wichtiges Charakteristikum der alttestamentlichen Schriftstellerei nannten wir den Mangel des Begriffs „literarisches Eigentum". Näher zugesehen handelt es sich hierbei um zwei Tatsachen: einmal um die Unbefangenheit, mit der man jüngere Schriften unter der Ägide eines altberühmten Namens ausgehen ließ, anderseits um die Freiheiten, die man sich in Gestalt von Weglassungen, Zusätzen und Veränderungen bei der Weiterüberlieferung authentischer Texte gestattete.

Unser moderner Begriff von literarischem Eigentum ist ein so strenger, daß wir jede Verletzung desselben kurzerhand als Fälschung zu bezeichnen pflegen. Und da nun — so argumentiert man weiter — die Bibel keine „Fälschungen" enthalten kann, so sind alle Angriffe auf die Echtheit und Integrität der einzelnen Bücher von vornherein null und nichtig. Dem gegenüber kann nun eben nicht oft genug wiederholt werden, daß der uns geläufige Begriff des literarischen Eigentums eine den israelitischen Schriftstellern unbekannte Größe ist, daß ihnen somit unsere Streitigkeiten über Authentizität und Integrität der alttestamentlichen Bücher und Urkunden einfach unverständlich sein würden. Das gilt nicht bloß in betreff des „Predigers", wo die Herleitung von Salomo durch 1, 12[1]) deutlich als

1) „Ich, Prediger, bin König gewesen über Israel." Die rabbinische Exegese (im Midrasch Qoheleth zu dieser Stelle) folgerte daraus, daß Salomo der Königswürde einmal verlustig gegangen war.

eine bloße Einkleidung gekennzeichnet wird, sondern auch in betreff des 5. Buchs Mose und der Bestandteile des Priesterkodex, in denen mündliche Anordnungen Moses im Auftrage Gottes berichtet werden. Auch hier fehlt es durchaus nicht an Stellen, die aus dem wirklichen zeitlichen und örtlichen Standpunkt der Verfasser kein Hehl machen.[1]) Aber gesetzt auch, alle diese Bücher wären ausdrücklich in der Absicht verfaßt, daß sie als authentische Werke Moses betrachtet werden sollten, so müßte auch dies auf alttestamentlichem Standpunkt als ganz unverfänglich gelten. Die einzig maßgebende Frage war, was es zum Heil des Volks zu reden und zu fordern gelte, um dem jeweiligen Bedürfnis zu genügen. Wer es im Namen Gottes redete und forderte, war dem gegenüber gleichgültig, wenn er es nur mit gutem Gewissen tun konnte, d. h. in der Überzeugung, daß er damit Gottes Willen verkündete. Und diese Überzeugung war offenbar in einer Stärke vorhanden, daß sie sich mit der Gewißheit paarte: So und nicht anders müßte Mose reden, wenn er jetzt seine Mission an das Volk wieder aufnähme! und nichts lag nun näher als die tatsächliche Zurückführung der neuen Forderungen auf seine Person, gleichsam als eine Fortführung und Ergänzung seines Werks.

Was aber die Freiheiten in der Weiterüberlieferung der Texte anlangt, so pflegt man sich in der Regel nicht genügend klarzumachen, daß solche mit der handschriftlichen Fortpflanzung unzertrennlich verbunden waren. In einem gedruckten Text heben sich handschriftliche Zusätze oder Änderungen in einer Weise ab, daß ihre Vermischung mit dem gedruckten Texte nur dann möglich ist, wenn sie (bei einem Neudruck) ausdrücklich beabsichtigt wird. Für den Abschreiber einer Handschrift liegt dagegen die Gefahr sehr nahe, daß er nachträgliche Zusätze in den Text aufnimmt, ganz besonders dann, wenn sie von derselben Hand herrühren sollten, die den Text ge-

1) So gleich der erste Vers des 5. Buchs Mose: nur ein solcher kann Mose „jenseits des Jordan“ ansetzen, der sich selbst diesseits befindet. Vgl. auch Stellen, wie 3. Mos. 26, 35, wo die Vorhersagung vollständig in den Rückblick auf die Strafgerichte seit 597 übergeht.

schrieben hat. Es ist ja ganz unleugbar, daß eine große Anzahl handgreiflicher Glossen[1]) und Interpolationen auf diesem Wege erklärt werden müssen. Aber wir können dabei nicht stehen bleiben. Es muß zugestanden werden, daß man sich ganz besonders bei der Redaktion der Prophetenschriften sehr weitgehende Freiheiten nahm, so daß z. B. das Vertrauen zu der wesentlichen Integrität des Protojesaja starke Stöße erlitten hat. Man mag dies tief bedauern und von den Abzügen, die z. B. Cheyne in der sogen. Regenbogenbibel am genuinen Jesajatext vorgenommen hat, viele beanstanden: in der Hauptsache wird man sich doch darein finden müssen, daß das religiöse Bedürfnis der Späteren auf die Redigierung der alten Schriften einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat. Eine ganz anders geartete Zeit ließ das eine gegenstandslos erscheinen und vermißte dafür anderes auf das schmerzlichste. War es da nicht Pflicht, das eine (so z. B. die unbedingte Androhung der Vernichtung) zu streichen, anderes, wie die erneute Tröstung des tiefgedemütigten Volks, den Ausblick auf eine bessere Zukunft für die dem Gericht Entronnenen, zu ergänzen? Der Einwand aber, daß die betreffenden Redaktoren derartige Eingriffe in den Text als solche hätten kenntlich machen müssen, verkennt eben vollständig die Praxis und Betrachtungsweise der antiken Schriftsteller. Sie verwenden die überkommenen Bausteine zu einem teilweisen Neubau; dieser soll aber dann auch als ein Neues gelten und eben in dieser neuen Gestalt wirken. So muß die Absicht des Redaktors verstanden werden, der den Jahwisten und Elohisten zu einem Ganzen verschmolz, so die Absicht der weiteren pentateuchischen Redaktoren, so aber auch die Absicht des Redaktors, der das ursprüngliche Jesajabuch zu einer Art Chrestomathie von Prophetenstimmen samt einem Anhang von Prophetengeschichten erweiterte. Daß er um dieses freien Verfahrens willen verpflichtet ge-

1) Vgl. z. B. Jes. 9, 14. Es ist doch geradezu eine grobe Verunglimpfung des großen Propheten, wenn man ihm diese prosaische und überdies unrichtige Erklärung von V. 13 in die Schuhe schiebt!

wesen wäre, den alten Titel an der Spitze des Buchs abzuändern, würde ihm sicherlich als eine unbegreifliche Zumutung erschienen sein.

Der letzte Satz der These weist endlich auf die frühzeitig anhebende Bedeutung der Haggada und des Midrasch hin. Die Tatsachen, um die es sich hier handelt, sind erst neuerdings einigermaßen genauer ans Licht gestellt worden und dürften noch immer vielen recht befremdlich erscheinen. Ja ich fürchte, daß man sogar manchen Theologen vergeblich um eine Erklärung der Ausdrücke Haggada und Midrasch bitten würde. Suchen wir uns also zuerst über diese zu verständigen.

Der dem nachbiblischen Hebräisch angehörende aramäisch-artige Infinitiv haggādā (rein aramäisch aggādā) bedeutet eigentlich „das Verkündigen, die Lehre“ und steht im Gegensatz zu der Halacha, der Anweisung zum strenggesetzlichen Handeln. So spricht man z. B. von halachischen und haggadischen Bestandteilen der Talmude. Die ersteren lehren das rechte Verständnis und die rechte Befolgung des geschriebenen wie des lange Zeit nur mündlich überlieferten (angeblich aber auch vom Sinai stammenden) Gesetzes; die letzteren bezwecken die allgemeine Unterweisung des Lesers in rechter Gesinnung und Lebensklugheit und dienen vielfach ebenso der Erbauung, wie der Unterhaltung. Zu diesem Zweck verwendet die Haggada oft sinnig erfundene Erzählungen und Legenden, und so ist es gekommen, daß sich im Sprachgebrauch vor allem diese Bedeutung (Erzählung oder Legende) mit dem Worte verknüpft hat. Immerhin könnte nicht jede beliebige Erzählung Haggada heißen; es bedarf dazu irgend einer lehrhaften Spitze, mag diese auch nicht spezifisch religiösen Charakters sein. Das hebräische midrāsch bedeutet sowohl „das Forschen, das Studium“ (in der Mehrzahl midraschōth die Forschungsmethoden), wie das Ergebnis der Forschung, die dadurch gewonnene Erkenntnis, endlich auch eine Schrift, in der die Forschungsergebnisse niedergelegt sind. In letzterem Sinne findet sich das Wort bereits im Alten Testament, wenn 2. Chr. 13, 22 auf den Midrasch des Propheten Iddo, 24, 27 auf den Midrasch zum Buche der Könige verwiesen

wird. Man pflegt an diesen Stellen Midrasch mit „Auslegung“ oder „Erklärung“ oder gar mit „Kommentar“ zu übersetzen. Nur darf man sich dadurch nicht zu der Annahme verführen lassen, als bezwecke der Midrasch etwa eine Auslegung älterer Texte zum Behuf eines genaueren und gründlicheren Verständnisses derselben. Es handelt sich vielmehr um eine ganz andere Art von „Forschung“. Schon das Zeitwort (darasch), von welchem midrasch abgeleitet ist, bezeichnet das Forschen nach dem verborgenen tieferen Sinn einer Schriftstelle vermittelst kühner Auslegungsmethoden, die man zuletzt auf die Zahl 32 brachte. Mit dem Wortlaut des Textes wird dabei in einer Weise umgesprungen, daß man ihm alle nur möglichen Aussagen entlockt. Ja, noch mehr: man modelt den Wortlaut auf das kühnste um, so daß schließlich niemand mehr imstande ist, die ursprüngliche Vorlage herauszuschälen. Ja, zuletzt hilft auch noch die freie Erfindung mit, um befremdliche Lücken in der Überlieferung zu ergänzen. Bei alledem ist der Zweck immer derselbe: das Fruchtbarmachen des Geschichtsstoffs im religiösen und — was für das spätere Judentum vielfach auf dasselbe hinauskommt — im national-jüdischen Interesse. Die drastische Hervorkehrung der Wunderhilfe Gottes, die alles menschliche Denken übersteigt, die Plötzlichkeit und Furchtbarkeit der göttlichen Strafgerichte, aber auch die Verherrlichung der großen Männer der israelitischen Vorzeit, die alle Völker überragende Bedeutung und Würde des jüdischen Volkes — das sind die Gesichtspunkte, die den Midrasch in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit erzeugt und so eine ganze weitschichtige Literatur von Midraschsammlungen (midraschīm) hervorgerufen haben.

Ergibt sich aus alledem, daß Haggada und Midrasch denselben Zwecken dienen und überhaupt eng verwandt sind, daher man beide Ausdrücke vielfach in gleicher Bedeutung braucht, so läßt sich doch auch eine Auseinanderhaltung beider rechtfertigen. Bei dem Midrasch im engeren Sinne fällt das Hauptgewicht auf die Fakta, in die der lehrhafte Gedanke eingekleidet ist; das haggadische Element dagegen offenbart sich vor allem in den Reden, die in ganz lockerem Zu-

sammenhang mit den Fakta in die Erzählung eingestreut sind. Wenn andere Midrasch als den Gattungsbegriff hinstellen und sodann zwischen geschichtlichem und haggadischem Midrasch unterscheiden, so kommt dies insofern auf dasselbe hinaus, als hier gleichfalls die überwiegend historische Erzählungsform der überwiegend lehrhaften gegenübergestellt wird.

Von beiden Formen nun behaupten wir, daß sie frühzeitig im alttestamentlichen Schrifttum Bedeutung erlangt haben, und wir behaupten dies zum Zweck des Beweises, daß der höhere Religionsunterricht zum vollen Verständnis des Alten Testaments den Hinweis auf jene eigentümlichen schriftstellerischen Formen nicht gänzlich entbehren kann. Einige besonders in die Augen fallende Beispiele sollen dies klarmachen.

Beginnen wir mit dem geschichtlichen Midrasch, so dürfen wir erwarten, Muster desselben in dem Geschichtswerk zu finden, welches allein diese Literaturgattung zitiert, d. i. in der Chronik. Diese Erwartung wird in der Tat nicht getäuscht. Ein geradezu klassisches Muster liegt uns in 2. Chr. 20 vor, wertvoll vor allem deshalb, weil uns in 2. Kön. 3, einem Bestandteil alter Prophetenerzählungen, die Vorlage erhalten ist, aus der der Midraschist sein Werk herausgesponnen hat. Eben diese Vorlage enthielt für die Betrachtungsweise der späteren nachexilischen Zeit allerlei recht Anstößiges. Der fromme König Josaphat von Juda leistet dem gottlosen Joram von Israel (in den Augen des Chronisten sind alle Könige des nördlichen Reichs Götzendiener und nichts Besseres als die Heiden ringsum) bereitwillig Heeresfolge gegen die Moabiter. Anfangs siegreich, müssen die Verbündeten schließlich „einem gewaltigen Zorne“ weichen und unverrichtetersache abziehen. Der Zorn aber ist offenbar der des Landesgottes Kamos, den der moabitische König Mesa in der höchsten Not noch durch die Opferung seines erstgebornen Sohnes auf der Stadtmauer umgestimmt und für sich gewonnen hat. Dieses Eingeständnis, daß der Gott Moabs hier über den Gott Israels triumphiert haben sollte, war der späteren Betrachtung ganz uner-

träglich, und nun sehe man zu, was der Midraschist aus seiner Vorlage gemacht hat. Den Moabitern werden die Ammoniter und welche von den Meunitern beigesellt, ein gewaltiger Haufe; mit ihrer Zahl wächst natürlich das Wunderbare der Errettung. Josaphat, der doch nach 2. Chr. 17, 14ff. über ein Heer von 1160000 Soldaten außer den Besatzungen der festen Städte verfügte, denkt nicht einen Augenblick an Gegenwehr, sondern ruft für ganz Juda ein Fasten aus und bekennt in einem schönen Gebet vor allem Volk seine Rat- und Hilflosigkeit. Da verheißt ihm ein Levit, vom Geiste Gottes ergriffen, für den andern Tag Sieg und Errettung, aber ja nicht etwa infolge ihrer Tapferkeit; alles menschliche Zutun muß vielmehr gänzlich aus dem Spiele bleiben: Gott allein handelt und errettet. Darum zieht zwar das Heer am anderen Tage aus, aber nicht zum Kampf. Vielmehr ziehen ihnen voran die (levitischen) Sänger mit Jubelruf und Lobpreis. Da veranstaltet es Gott, daß sich die Feinde gegenseitig vertilgen.[1]) Die anrückenden Judäer erblicken von der Höhe über der Steppe nur noch lauter Leichen: auch nicht einer war entronnen. Drei Tage lang hat das Herr Josaphats mit der Plünderung zu tun, alsdann wird Gott im Lobpreistal der schuldige Dank gebracht.

Das ist Midrasch, echtester Midrasch: die wirkliche Geschichte ist bis zur Unkenntlichkeit verflüchtigt, die menschliche Mitwirkung an den Ereignissen, abgesehen vom Bitten und Danken, auf eine passive Assistenz beschränkt.

Viel deutlicher als 2. Chr. 20 ist die Vorlage des Midrasch in 2. Chr. 23 zu erkennen. Ich erwähne dieses letztere Beispiel deshalb, weil es das klassische Muster eines Midrasch im kultischen Interesse darstellt. 2. Kön. 11 wird in einer durchaus vertrauenswürdigen Erzählung berichtet, wie der Priester Jojada den sechs Jahre lang im Tempel versteckten Prinzen Jehoas hervorzog und mit Hilfe

---

1) Was 2. Kön. 3, 23 als eine Vermutung ausgesprochen ist, hat der Midrasch in ein Faktum umgesetzt.

der königlichen Leibwache auf den Thron erhob. An diesem Bericht mußte ein Levit der nachexilischen Zeit schweres Ärgernis nehmen. Der Oberpriester verschwört sich mit Trabanten und läßt diese an heiliger Stätte, zwischen dem Tempel und Altar, ungescheut hantieren! Das bedarf einer nachdrücklichen Korrektur. So greift denn der Midraschist zur Feder und stellt, wenn auch vielfach in wörtlichem Anschluß an seine Vorlage, die Dinge so dar, wie sie hätten verlaufen müssen, wenn sie korrekt nach den Vorschriften des Priesterkodex verlaufen wären. Allerdings beruft auch hier der Priester die Offiziere des Heers, aber nur, damit sie in Juda umherziehen und die Leviten samt den israelitischen Familienhäuptern nach Jerusalem versammeln. Dort übergibt der Priester den Priestern und Leviten, nicht den Trabanten, die Wache im Tempel und am königlichen Palast. Die Leviten haben sich um den König zu scharen, ein jeder mit seinen Waffen in der Hand, und wer in den Tempel eindringt (vgl. dazu die Vorlage 2. Kön. 11, 8!), soll getötet werden. Die Sorge um die Bewahrung des Tempels vor Befleckung durch Laien ist der Hauptzweck des Midrasch (vgl. besonders V. 6), daneben aber auch der Hinweis auf die maßgebende Bedeutung der Priester und Leviten selbst in politischen Angelegenheiten.

Von solchen Midraschen, die der Chronist höchstwahrscheinlich alle oder doch größtenteils einer Bearbeitung unserer Königsbücher entnommen hat, ließe sich noch eine große Zahl von Beispielen anführen. Man wird vielleicht sagen: das ist von geringer Bedeutung. Daß der Chronist mit seinen Vorlagen vielfach sehr willkürlich umgesprungen ist und seine levitischen Anschauungen und Tendenzen rückhaltlos zur Geltung gebracht hat, das ist eine längst und allgemein anerkannte Tatsache: als Geschichtsquelle fällt die Chronik so gut wie ganz außer Betracht. So steht es in der Tat. Nur irrte man sehr, wenn man die Herrschaft des geschichtlichen Midrasch erst von der Chronik ab datierte. Vielmehr finden sich die Spuren desselben ebensowohl im 1. Buch Mose (in dem klassischen Muster Kap. 14, einer Verherrlichung der kriegerischen Tapferkeit Abrahams,

sowie einer Begründung des Zehntenrechts des Jerusalemer Hohenpriesters), wie im Buche Josua (Kap. 22), im Buche der Richter (Kap. 19—21), 1. Sam. 16, 1—13. 19, 18 ff. 1. Kön. 12, 33 ff.[1]) 2. Kön. 1, 9 ff. 6, 8 ff. Es würde zu weit führen, für jede dieser Perikopen den Beweis zu erbringen, warum sie mit Fug und Recht als Bestandteile der Midraschliteratur zu betrachten sind; einem halbwegs aufmerksamen Leser müssen sich die charakteristischen Eigenschaften des Midrasch überall von selbst aufdrängen. Ich gehe aber noch einen Schritt weiter und behaupte: ein nicht geringer Teil der Perikopen des sogen. Priesterkodex ist gleichfalls zur Midraschliteratur zu zählen. Ich rechne dahin ebensowohl die Vorschriften über die Anfertigung der Stiftshütte (2. Mos. 25 ff.) wie die über die Lagerordnung, die Levitenmusterung in 4. Mos. 2 ff. oder die Aussonderung der Levitenstädte (4. Mos. 35. Jos. 21) und vieles andere. Das alles sind in Geschichte eingekleidete Theorieen, die bestimmte religiöse oder kultische Anschauungen und Forderungen zum Ausdruck bringen wollen. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie selbst als geschichtliche Berichte im strengen Sinne des Wortes gelten wollten. Vielmehr lebe ich der Überzeugung, und jahrelange Erwägung aller Umstände hat mich immer mehr in ihr befestigt: die Urheber dieser gesamten Literaturgattung setzten als selbstverständlich voraus, daß ihre Leser nicht erst eine besondere Belehrung darüber brauchten, daß es auf die religiösen und nationalen Gedanken ankomme, nicht auf die Einkleidung, in der sie vorgetragen wurden. Daß die letztere frühzeitig als buchstäblich gemeinte Geschichte aufgefaßt worden ist, kann nicht bezweifelt werden. Aber dies gibt uns kein Recht, die ursprüngliche Absicht der Midraschisten falsch zu beurteilen.

Welche Rolle die Literaturgattung des Midrasch in der nachkanonischen Zeit gespielt hat, kann hier nur noch durch einige Verweise angedeutet werden. In besonders interessanter Weise tritt uns

---

1) Nach Budde, „Vermutungen zum Midrasch des Buches der Könige" (Ztschr. für die alttest. Wiss., 1892, S. 37 ff.) gehörten dazu außer 1. Kön. 13 auch die Bücher Jona und Ruth.

das Fortwuchern des schriftstellerischen Triebs, der den Midrasch erzeugt, in den apokryphischen Zusätzen zum Daniel und zum Buch Esther entgegen. Wenn sich Dan. 3, 19 noch begnügt, den Ofen für die drei Jünglinge siebenmal so stark zu heizen, als sonst zu geschehen pflegte, so weiß dagegen der Midrasch viel konkreter zu berichten, daß das Feuer mit Naphta, Werg, Pech und Reisig genährt wurde, 49 Ellen hoch emporschlug und die Chaldäer rings um den Ofen her verbrannte. Im Buche Esther zeigt sich besonders das Bestreben, das im kanonischen Buche fehlende religiöse Element zu ergänzen. Auch im Neuen Testament fehlt es nicht an Aussagen, die nur als Hinweise auf allgemein bekannte Midrasche gedeutet werden können; so Luk. 4, 25. Apostelgesch. 7, 22. Hebr. 11, 37 („sie wurden zersägt", wohl ein Hinweis auf das Martyrium Jesajas); 12, 17. 2. Tim. 3, 8. Judasbr. V. 9. Wir sehen jedoch von weiterem ab, um auch auf die Haggada im engeren Sinn, d. i. die Einschärfung religiöser und sittlicher Grundsätze durch die Reden maßgebender Persönlichkeiten, einen Blick zu werfen.

Charakteristisch ist für die Haggada, daß sie sich eben nur auf die Reden beschränkt, dagegen in keiner Weise in den geschichtlichen Bericht eingreift, an den sie sich anlehnt und den sie zu ergänzen trachtet. Einige Beispiele mögen dies erläutern. 1. Sam. 24, 9 ist an die Erzählung von dem Abschneiden des Mantelzipfels ein ziemlich langes Zwiegespräch zwischen Saul und David angeknüpft, in welchem beide von Edelmut förmlich überfließen: David von Ehrerbietung gegen den Gesalbten Gottes, Saul von reuiger Erkenntnis seines Unrechts und dankbarer Anerkennung der Großmut Davids. Wenn diese Reden mit der Geschichtserzählung auch nur in losem Zusammenhang ständen, so könnte die praktische Nutzanwendung unmöglich eine andere sein als die rückhaltlose Versöhnung Davids mit Saul und seine Rückkehr an den Hof. Aber so steht es mit nichten. „Dann zog Saul heim, David aber stieg mit seinen Leuten auf die Berghöhe", und Kap. 26, 1 macht sich Saul abermals mit 3000 Mann auf, um David zu suchen. Und nun wiederholt sich, nach dem Raube

des Spießes und des Wasserbechers, ganz derselbe Vorgang wie in Kap. 24. Saul und David wechseln (V. 17 ff.) abermals edelmütige Reden; Saul bekennt seine Sünde und schließt mit einem Segenswunsch für David: „Magst du gesegnet sein, mein Sohn David; du wirst es ausführen und den Sieg gewinnen!“ Und wie lautet die unmittelbare Fortsetzung? „Hierauf ging David seines Wegs, und Saul kehrte an seinen Ort zurück. David aber sagte sich selbst: Nun werde ich eines Tags durch Sauls Hand hingerafft werden usw.“ Auch hier üben also die Reden auch nicht den leisesten Einfluß auf den Geschichtsverlauf aus. Es ist eben Haggada, eine ganz äußerlich angeknüpfte Einschärfung sittlicher Grundsätze von tadelloser Reinheit, aber nicht mehr Bestandteil des geschichtlichen Berichts. Wie bei dem Midrasch können die Zwecke der Haggada sehr mannigfaltig sein, je nachdem die Geschichtserzählung nach der einen oder andern Seite eine Ergänzung zu fordern schien. Besondere Hervorhebung verdienen die zahlreichen haggadischen Perikopen der Geschichtsbücher, die im Geist und der Redeweise des Deuteronomiums abgefaßt und der Einprägung der deuteronomistischen Grundgedanken gewidmet sind. Wir rechnen dahin Abschnitte wie Jos. 23, die Anrede Josuas an das ganze Volk an einem ungenannten Ort unmittelbar vor der in Kap. 24 berichteten Volksversammlung zu Sichem; 2. Sam. 7, die Rede Nathans an David in betreff des Tempelbaus (allerdings auf Grund eines alten Prophetenspruchs) und das darauf folgende Gebet Davids; 1. Kön. 8, 14 ff., die Tempelweihrede Salomos; 9, 1 ff., die Rede Gottes bei der zweiten Erscheinung vor Salomo; 11, 32 ff., die Rede Ahias an Jerobeam I. 1. Sam. 2, 27 ff. ist die haggadische Rede (eine verschärfte weitere Ausführung des 3, 11 ff. folgenden Gottesspruches an Samuel) einem ungenannten „Manne Gottes“ in den Mund gelegt. Diese Anonymität, die sich auch anderwärts findet, ist ein charakteristischer Beweis dafür, daß es dem Schriftsteller nicht auf das Faktum, sondern lediglich auf den Inhalt der Rede ankommt.

Es liegt auf der Hand, daß der Einblick in das Wesen des Midrasch und der Haggada zu einer wahrhaft geschichtlichen Schrift-

auffassung unerläßlich ist und deshalb auch, allen Bedenken zum Trotz, wenigstens auf der höchsten Stufe des Unterrichts dem Schüler nicht kurzerhand gänzlich vorenthalten werden darf. Aber weit entfernt, daß diese Aufschlüsse, wenn sie von kundiger Seite in der rechten Weise gegeben werden, das Glaubensleben des Schülers schädigen könnten, werden sie ganz im Gegenteil zu einer gerechteren und eben darum höheren Wertung des Schriftinhalts verhelfen. Denn sie werden dazu anleiten, das, was der Unkundige als müßige Erfindung oder mutwillige Geschichtsfälschung zu betrachten geneigt sein könnte, als wohlmotiviert und in seiner Art auch berechtigt zu verstehen. Jeder Anstoß an der äußeren Einkleidung wird schwinden; selbst der entschuldigenden Zurückführung auf eine pia fraus bedarf es jetzt nicht mehr. Niemand braucht mehr langatmige Berechnungen anzustellen, um die Möglichkeit des Auszugs von ca. 2 $^1/_2$ Millionen Menschen an einem Tage und ihre Ernährung in der Wüste zu beweisen oder auch zu bestreiten. Alle diese Fragen können vielmehr gänzlich auf sich beruhen, und das um so mehr, weil sie nach obigem schon für die betreffenden Erzähler gänzlich irrelevant waren. Aber die religiösen Gedanken, die in jener oft so befremdlichen Einkleidung enthalten sind, werden durch alles dieses nicht hinfällig. Müssen wir auch die Erzählung von der Salbung Davids durch Samuel für einen Midrasch erklären, so bleiben wir doch dem Redaktor, der diese Erzählung eingereiht hat, allezeit dankbar dafür, daß er uns in diesem Zusammenhang das herrliche Wort aufbewahrt hat: der Mensch sieht auf den Augenschein, Gott aber sieht das Herz an!

Ich bin zu Ende. Nur gegen eine Zumutung habe ich mich noch zu verwahren, als hätte ich mit der Aufstellung meiner Thesen zugleich die Verpflichtung übernommen, einen auf sie gegründeten, detaillierten „Lehrgang“ zu entwerfen. Um eine Anregung zu prinzipiellen Entscheidungen war es mir zu tun; wird erst diese Anregung als berechtigt und notwendig anerkannt, dann wird die Umsetzung obiger Theorieen in fruchtbare pädagogische Praxis nicht aus-

bleiben.[1]) Freilich erwarte ich dabei von noch so fein ausgearbeiteten „Lehrgängen“ an sich herzlich wenig. Ein Mathematiker mag bei tüchtigem Wissen und korrekter Methode seines Lehrerfolgs sicher sein. Dem Religionslehrer hilft all sein Wissen und darum auch alle Vertrautheit mit der Bibelwissenschaft nichts, wenn er daneben der Reife der christlichen Persönlichkeit, des wahrhaften geistlichen Taktes ermangelt. Wo aber diese Voraussetzungen erfüllt sind, da soll auch die Mahnung des Apostels gelten: den Geist dämpfet nicht! Wenn die Ergebnisse der Bibelwissenschaft immer nur Mittel zum Zweck sein sollen, so mag sie ein jeder in dem Umfang und der Art verwenden, die seiner Individualität am besten entspricht, wenn nur der Zweck dadurch erreicht wird. So kann es kommen, daß etliche von jenen Mitteln nur einen äußerst spärlichen und behutsamen Gebrauch machen und darum doch in vollem Segen wirken. Anderseits aber soll mir niemand die Überzeugung rauben: wie es korrekteste Vertreter der überlieferten dogmatischen Schriftbetrachtung gibt, die mit ihrer Unterweisung Herz und Gemüt vollständig kalt und leer lassen, so kann es umgekehrt solche geben und gibt es wirklich solche, die rückhaltlos mit den unmöglich gewordenen Bestandteilen der Tradition gebrochen haben und doch die Hoheit und Herrlichkeit der Schrift dergestalt in ihren Schülern aufleuchten lassen, daß das ganze Herz in ihnen brennt!

1) Von den mir zu Gesicht gekommenen, die auf eine Verwertung der neueren Schriftwissenschaft ausgehen, nenne ich: Adolf Rohde, Christenlehre. 2. Aufl. 1895; Fr. Steudel, Der relig. Jugendunterricht. 1. Hauptteil: Die geschichtl. Grundlage. Heilbronn 1895. 2. Hauptteil: Der system. Aufbau. Stuttg. 1900. — E. Thrändorf und H. Meltzer, Der Religionsunterricht auf der Unterstufe (Jesusgeschichten; Leben der Erzväter). Dresden 1899; — auf der Mittelstufe der Volksschule und in den Unterklassen höherer Schulen: 1. Heft: Moses bis Elias. 2. Heft: Der Prophetism. 1898; — auf der Oberstufe der Volksschule und in den Mittelklassen höherer Schulen: 1. Teil: Das Leben Jesu und der 2. Artikel. 2. Aufl. 1898. 2. Teil: Die Apostelgesch. und der 3. Artikel. 1891. — A. Klemme, Die Behandlung des A. T. im evang. Religionsunterricht der höheren Schulen. Wiesb. 1900. Vergl. hierzu auch die oben S. 72 angeführte Literatur.

Evangelische Schul-Agende,

enthaltend

liturgische Morgenandachten für alle Tage des Schuljahres
nebst einem Anhange, enthaltend Andachten für besondere Fälle.

Von

Friedrich Palmié,

vorm. Prediger der Franckeschen Stiftungen u. Religionslehrer a. d. lateinischen Hauptschule derselben.

I. Band:

Morgenandachten, geordnet nach den Evangelien des Kirchenjahres, nebst einem Anhange, enthaltend Andachten für besondere Fälle.

II. Band:

Morgenandachten, geordnet nach den Episteln des Kirchenjahres.

Preis eines jeden Bandes broschiert 6 M., in Originalband 7,50 M.

Aus einigen Kritiken:

„Die Andachten jeder Woche bilden ein abgeschlossenes Ganze, welchem der leitende Gedanke des Sonntagsevangeliums, das am Montage zur Verlesung kommt, als Wochenthema vorangestellt wird. Nach diesem Gedanken richtet sich die Wahl der kurzen Bibelabschnitte für die einzelnen Tage. Um die Bibellektion gruppiert sich die ganze Andacht: die Einleitung bildet ein Eingangsspruch und ein zum Singen bestimmter Liedervers; der Schluß nach der Bibellektion wird gemacht durch ein kurzes Gebet, das zu dem gelesenen Bibelabschnitt in innerer Beziehung steht, und einen Schlußgesang. Die Gebete sind größtenteils den reichen Schätzen unserer Kirche entnommen. Die ganze Andacht wird kaum 10 Minuten dauern. Wenn sie mit rechtem Ernst gehalten wird, ist sie gewiß von mehr Segen begleitet als das bei uns gebräuchliche Hersagen eines Gebetes durch einen Schüler oder das „Herzensgebet“ des Lehrers, welches, wenn es sich täglich wiederholt, allzuleicht eintönig oder geschraubt wird. ....“

„.... Wir wünschen dem Verfasser und den Schulen, welche sein Buch in Gebrauch nehmen werden, gerade zu dieser Auswahl der Gebete vornehmlich Glück; wer eine Ahnung davon hat, wie schwierig es ist, im Gebetsworte das Rechte in der rechten Weise, nicht zu viel und nicht zu wenig, zu sagen, der wird bekennen müssen: es ist eine durch und durch gesunde Kost, die hier geboten wird, und die Schulen sind wohlberaten, welche sich mit solchen Morgenandachten ihre Arbeit weihen. .... Im übrigen wüßten wir der Anzeige des schönen Buches, das auch typographisch vortrefflich ausgestattet ist, nichts weiter hinzuzufügen als den herzlichen Wunsch, daß es recht ausgedehnte Verwendung finden möge.“

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.


3 2044 020 682 316



